

IMPRESSUM:

MANEO-Kurzgeschichten: Was ich erlebt habe
Erzählungen aus dem Alltag – von Lesben, Schwulen,
Bisexuellen und Trans*personen und ihren Familien-
angehörigen.

Fachliche Leitung: Bastian Finke.

Entstanden im Rahmen der „MANEO-Empowerment
Kampagne“, die aus Mitteln der LOTTOSTIFTUNG
BERLIN ermöglicht wurde.



Berlin, im Januar 2021

MANEO – Das schwule Anti-Gewalt-Projekt in Berlin,
ein eigenständiges Projekt von Mann-O-Meter e.V.

Bülowsstraße 106, 10783 Berlin | 030-2163336
maneo@maneo.de | www.maneo.de

SPENDENKONTO:

Mann-O-Meter e.V. | IBAN: DE96 1002 0500 0003 1260 00
BIC: BFSWDE33BER (Bank für Sozialwirtschaft) | Zweck: Opferhilfe.
Spenden sind steuerabzugsfähig. Für die Erstellung einer
Spendenbescheinigung bitten wir um eine Benachrichtigung.



MANEO-Kurzgeschichten

ERZÄHLUNGEN AUS DEM ALLTAG -

VON LESBEN, SCHWULEN, BISEXUELLEN

UND TRANS*PERSONEN SOWIE IHREN

FAMILIENANGEHÖRIGEN

EINLEITUNG

Mit unserer Aktion ➤ **WAS ICH ERLEBT HABE** haben wir Lesben, Schwule, Bisexuelle und Trans*personen und ihre Familienangehörige eingeladen, uns eine reale, kurze Geschichte über ein Ereignis aus ihrem Leben aufzuschreiben, also was sich zugetragen hat, was sie erlebt haben.

Um die Anonymität unserer Autor*innen zu gewährleisten, haben wir mit ihnen im Einvernehmen ihre Namen und/oder ihr Alter geändert. Lediglich ein Autor wird mit seinem richtigen Namen ausgewiesen, da er seine Geschichte unter seinem richtigen Namen bereits veröffentlicht hatte.

Wir setzen die Veröffentlichung von Kurzgeschichten fort.

Deshalb unser Aufruf: **Schreibt uns eine erlebte Geschichte auf!**

Sie soll nicht länger als 4.000 Zeichen (inkl. Leerzeichen) sein.

Schickt sie uns zu unter: **Bastian.finke[at]maneo.de.**

Berlin, im Januar 2021

INHALTSVERZEICHNIS:

Einleitung | Inhaltsverzeichnis

1.	Küssen verboten , von Sophie (39 J.)	S. 3-4
2.	Kein Sommernachtstraum , von Alex (21 J.)	S. 5-6
3.	Albtraum in der U-Bahn , von Tom (26 J.)	S. 7-8
4.	Sommernacht , von Marc (55 J.)	S. 9-10
5.	Stress im Bus , von Luis (28 J.)	S. 11-12
6.	Tag der kontrollierten Ausreise , von Tarik (24 J.) und Wolfgang (25 J.)	S. 13-14
7.	Von der Tat bis zur Gerichtsverhandlung , von Michael (36 J.)	S. 15-16
8.	Als sich mein Vater bei mir entschuldigte , von Frank (34 J.)	S. 17-18
9.	Mein Wegweiser , von Staz (15 J.)	S. 19-20
10.	Mein Großvater, der ein Schattenleben führen musste , von Peter Huth (48 J.)	S. 21-22
11.	Der Boulettenfreitag , von Michael (37 J.)	S. 23-24
12.	Ein „Nein“ ist ein „Nein“ , von Florian (38 J.)	S. 25-26
13.	Mein Leben in Angst , von Ayman (20 J.)	S. 27-28
14.	Wie es wohl den Opfern geht? , von Pascal (44 J.)	S. 29-30
15.	„Sind Sie derjenige, der ein kaputtes Schaufenster gemeldet hat?“ , von Luke (34 J.)	S. 31-32
16.	„Game-Show“ , von Felix (26 J.)	S. 33-34
17.	Stettin bei Nacht , von Felix aus Berlin (26 J.)	S. 35-36
18.	„denn sie wissen nicht, was sie tun“ , von Willi (77 J.)	S. 37-38
19.	Mein Freund setzte mich unter Druck, [...] von Karim (24 J.)	S. 39-40
20.	Ich wusste nicht mehr weiter von Mustafa (21 J.)	S. 41-42
21.	Es ist noch nicht vorbei , von Arian (24 J.)	S. 43-44
22.	Nicht noch mehr Stress. von Luka (16 J.)	S. 45-46
23.	Homophobie tut höllisch weh , von Franziska (31 J.)	S. 47-48
24.	Alleingelassen im vollbesetzten Bus , von Franziska (31 J.)	S. 45-46
25.	Ich habe seit dem Überfall kein Zuhause mehr , von Marcel (35 J.)	S. 47-48

1. KÜSSEN VERBOTEN

von Sophie (39 J.) aus Berlin



Am Sonntag war ich zu Hause gewesen, hatte gute Laune und Musik gehört. Denn ich freute mich auf das bevorstehende Treffen mit meiner Freundin. Ich kenne sie bereits seit langer Zeit. Seit Dezember sind wir nun ein Paar. Wir beide sind Ende dreißig und Anfang vierzig Jahre alt. Wir trafen uns in der Gneisenaustraße. Sie hatte Appetit auf Suppe, ich auf Kuchen. Also verständigten wir uns zuerst auf die Suppe, anschließend auf den Besuch eines Cafés, das leckeren Kuchen selbst backt.

In dem kleinen Restaurant gaben wir unsere Bestellung auf und suchten uns dann einen schönen kuscheligen Platz für uns beide. Es roch gut nach Essen und es war schön gemütlich. Die Musik, die wir hörten, war cool und entspannend. Wir sprachen über die Wohnungssituation meiner Freundin, die sich gerade um eine neue Wohnung beworben hatte, auch über ihre Kinder. Weil es bei ihr momentan nicht so rosig aussieht war unser Treffen wichtig, weil sie ihren Kopf etwas frei bekommen und wir gemeinsam einen schönen Nachmittag verbringen konnten.

Als das Essen kam saßen wir uns einander zugewandt, unterhielten uns und hielten uns kurz an den Händen. Wir küssten uns zwischendurch – zwei kurze Küsse und einen etwas längeren. Nach einer kurzen Weile kam dann ein Mitarbeiter des Restaurants auf uns zu. Vielleicht war er auch der

Verantwortliche des Restaurants. Er war etwa vierzig Jahre alt. Er lehnte sich auf einen nahestehenden Barhocker und sprach uns an. Er sagte etwas mit einer Handbewegung auf uns zeigend, dass er „davon“, also „unserem Verhalten“, bitte weniger haben möchte und machte uns darauf aufmerksam, dass noch andere Gäste in dem Laden seien. Sein Gesichtsausdruck war wütend, die Körpersprache ebenso aufgebracht, sodass ich vor lauter Schrecken erst einmal die Hand meiner Freundin losließ. Wir haben nicht sogleich dem Mitarbeiter etwas entgegnet, weil wir sprachlos waren und beide nicht glauben konnten, was jetzt gerade passiert war. Er war dann auch gleich weggegangen, während wir uns anschauten und uns an diesem Ort nicht mehr wohl fühlten. Wir saßen noch einen Moment zusammen, hielten wieder unsere Hände, fast schon heimlich. Weil wir unserer Bestellung bereits bezahlt hatten, verließen wir kurz darauf das Restaurant, ohne aufzuessen beziehungsweise auszutrinken. Wir sind danach zu mir nach Hause gefahren, weil wir uns auf einmal ungeschützt fühlten und dringend Schutz brauchten, vor einer von uns bisher als sicher geglaubten Umgebung.

Ich gehe seit Jahren in dieses Restaurant, weil das Essen gut ist. Ich habe jetzt beschlossen, dieses Restaurant nie wieder zu betreten.

2. KEIN

SOMMERNACHTSTRAUM

von Alex (21 J.) aus Berlin



Leicht schläfrig öffne ich die Augen und mache mir erneut bewusst, wo ich mich momentan befinde: auf der Geburtstagsfeier eines Freundes, bereits den ganzen heißen Sommertag über, im Garten seiner Familie.

Schon am Nachmittag sind meine Freunde und ich in die äußersten Gefilde Berlins vorgedrungen, mit einer Reihe an öffentlichen Verkehrsmitteln – an dem heißesten Tag im Jahr wohl gemerkt. Aber was macht man nicht alles für den Geburtstag seines besten Freundes? Es war ja auch gerade das heiße Wetter Grund dafür, die Feier im Kleingarten der Eltern stattfinden zu lassen. Und ja, so langsam habe ich mich – dem Swimmingpool sei Dank – auch an die Temperaturen gewöhnt und genieße das Zusammensein mit meinen Freunden.

Der Geburtstag verlief so, wie man sich ihn klassisch vorstellt: von unangekündigten Gästen und peinlichen Gesellschaftsspielen bis hin zu Geschenken, die einem die Schamesröte ins Gesicht treiben. Doch schlussendlich hat jeder Spaß sein Ende und die Gäste lösten sich Stück für Stück vom Tisch und traten die Heimreise an. So langsam entscheide ich mich auch dafür zu gehen. Ich verabschiede mich von meinen Freunden, packe all meine Habseligkeiten in meinen Beutel und trete hinaus in die finstere Kleingartenanlage. Warum allein? Ein Teil meiner Freunde ist bereits - zumindest für meinen Geschmack - zu früh

gegangen, der Rest wollte noch viel länger bleiben als mir lieb war. Und schließlich war da noch mein Freund, den ich an diesem Abend besuchen wollte.

Der Kies knirscht unter meinen Füßen während ich die düsteren Gassen Richtung Straße hinunterlaufe. Aufgrund der fehlenden Beleuchtung und der hohen Hecken erkenne ich nur schemenhaft den Weg, den ich vor wenigen Stunden bei Tageslicht gekommen war. Es dauert mehrere Minuten bis ich mich, vorbei an herumstreunenden Katzen und einem Labyrinth aus falsch geparkten Autos, zurück an die Straße kämpfe.

Auf der Straße Richtung Nachtbus angelangt, fange ich an, die Kälte zu spüren. Von den heißen Temperaturen den gesamten Tag über ist nach Einbruch der Nacht nichts mehr zu spüren, im Gegenteil: Nur in Shirt und Hose friere ich und verschränke direkt meine Arme ineinander, um wenigstens ein wenig Körperwärme bei mir zu behalten. Kein Sommernachtstraum.

Wenige Momente später bemerke ich die Silhouetten viele Meter entfernt von mir, in meine Richtung laufend. Früh am Morgen, Wochenende, es ist sicherlich nicht ungewöhnlich, dass Jugendliche um die Häuser ziehen. Dennoch fühle ich mich sofort unwohl, in der Gegend, die ich kaum kenne. Fast schon unbewusst greife ich mein Handy und wähle die Nummer meines Freundes, um zumindest ein Gefühl des Schutzes zu

bekommen. Natürlich nimmt er nicht ab, es ist schließlich mitten in der Nacht und er schläft zu dem Zeitpunkt bereits. Ich behalte das Handy weiter am Ohr, auch wenn sich auf der anderen Seite niemand befindet. Bereits in der Vergangenheit habe ich gelernt, dass potentielle Täter so abgeschreckt werden können ... oder?

Es dauert nicht lange, da stehen mir ein paar junge Männer bereits gegenüber. Die Nervosität muss in meinem Gesicht erkennbar gewesen sein: erschrocken halte ich nur mein Handy am Ohr, rede kein Wort und blicke auf den Beton. Rechts und links stoße ich an die Gruppe, die provokativ zusammengerückt ist und mir keine Möglichkeit gibt, weiterzulaufen. „Bist du schwul? Schwuchtel!“ Mein Herz rast und mein einziger Gedanke ist, einfach der Situation zu entkommen. So beschleunige ich meine Schritte, das scheint die Gruppe aber wenig zu stören. Erneut werde ich umkreist, mit Worten belästigt, die mich im Nachhinein betroffen machen werden, jetzt aber für mich in der Nacht untergehen. Sie laufen mir weiter hinterher, stellen mir Fragen, belästigen mich mit Worten. Der Tritt gegen meinen linken Oberschenkel kommt unerwartet und lässt mich das Gleichgewicht verlieren. In demselben Moment nehme ich weder die Dunkelheit, noch die Kälte wahr, gleichzeitig verschwindet die Gruppe hinter mir und ich laufe weiter die Straße hinunter.

3. ALBTRAUM IN DER U-BAHN

von Tom (26 J.) aus Berlin



Es war der 26. Juni 2014. Freunde und ich hatten uns zum Essen in der Uni-Mensa verabredet, um die Wochenendplanung anzugehen. Danach hatte ich noch ein Seminar. Ich war mal wieder zu spät dran, also entschied ich mich gegen den Bus mit schöner Aussicht auf den Tiergarten und für die U-Bahn. Alles war normal, bis ich am Halleschen Tor umgestiegen bin. In meinem Wagen waren noch viele Sitze frei, also setzte ich mich auf einen der freien Plätze.

Direkt gegenüber von mir – aber zwei oder drei Sitzreihen entfernt – saß ein Mann. Mitte vierzig, rasierter Kopf, Tattoos bis zum Hals und eine schwarze Lederweste. Sein Blick war auf mich gerichtet. Ich holte ganz selbstverständlich meinen Labello-Stift aus meinem Rucksack und benutzte ihn. Dem Mann gefiel das nicht. Für ihn war entweder diese Geste oder ein anderes Zeichen das Erkennungsmerkmal dafür, dass ich schwul bin. Er sah mich an und sagte wütend „Du schwule Sau“. Bevor ich verstand, dass ich gemeint war, ging diese Beschimpfung in eine Art Mantra über. Immer wieder sah ich seine Lippen „Du schwule Sau“ formen. Ich saß wie erstarrt da und wusste nicht, wie ich reagieren sollte. Du schwule Sau. Obwohl ich über meine Kopfhörer Musik hörte, konnte ich seine Worte hören. Du schwule Sau. Was passiert hier gerade? Du schwule Sau. In meinem Kopf ging die Krisensitzung los. Du schwule Sau. Wie reagiere ich darauf? Du schwule Sau. Etwas sagen! Du

schwule Sau. Oder nichts sagen? Du schwule Sau. Französisch reden, um anzudeuten, dass ich ihn nicht verstehe. Du schwule Sau. Nicht ärgern lassen. Du schwule Sau. Ihm keinen Erfolg gönnen. Du schwule Sau. Ich sah mich um. Du schwule Sau. Sah zu den anderen Fahrgästen. Du schwule Sau. Hört das denn sonst niemand? Du schwule Sau. Eine Frau sah den Mann missbilligend an. Du schwule Sau. Er beachtete sie aber gar nicht. Du schwule Sau. Er sah nur zu mir. Du schwule Sau. Wie ein Hund hat er sich in mich verbissen. Du schwule Sau. Man sah eine beunruhigende Wut in seinen Augen. Du schwule Sau. Ich wollte mir nichts anmerken lassen, so tun, als ob es mich nicht störte. Du schwule Sau. Das berührte mich doch nicht. Du schwule Sau. Aber ich konnte es nicht. Du schwule Sau. Ich war wie erstarrt. Du schwule Sau. Fahrgäste stiegen ein, andere stiegen aus. Du schwule Sau. Aber niemand reagierte. Du schwule Sau. Keiner half mir.

Die Durchsage kündigt meine Station an. Du schwule Sau. Ich stand auf und lief direkt zu der Tür. Du schwule Sau. Wann hält die U-Bahn denn endlich an? Du schwule Sau. Ich sehe den Bahnsteig. Du schwule Sau. Wann öffnet sich die Tür?

Endlich konnte ich aussteigen. Wie in einem Schock lief ich zur Mensa, nahm mir etwas zu essen und setzte mich zu meinen Freunden an den Tisch. Sie verstummt, als sie mich sahen,

weil sie sofort bemerkten, dass etwas passiert war. Ich erzählte meine Geschichte. Fünf Minuten meines Lebens, die so unwirklich unangenehm waren. Drei dumme Worte, die eine so große Wirkung auf mich hatten.

Alle meine Freunde waren empört. Sie erzählten mir, dass jetzt alles gut sei, ich keine Schuld hätte. Dass es gut war, wie ich reagiert habe. – Ich fühlte mich aber nicht so. Ich habe doch nicht reagiert. Ich konnte doch gar nicht. Ich fragte mich immer noch, was ich besser hätte machen können. Hätte ich nicht als stolzer schwuler Mann sogar aktiv reagieren müssen? Habe ich mich dadurch nicht selbst verraten? Ich gehe so offen mit meinem Schwulsein um, gehe in jede Diskussion und Konfrontation. Aber jetzt? blieb ich still.

Nach dem Essen bin ich sofort wieder nach Hause gefahren. Ich habe mit meiner Mutter telefoniert, ihr erzählt, was mir geschehen war. Sie verurteilte den Mann. Die Frau. Und die anderen Fahrgäste. Versuchte mir zu erklären, dass nicht ich das Problem, sondern seine eigenen Erfahrungen die Ursache für seinen Hass seien. Nach dem Telefonat sank ich zu Boden und weinte.

Seit dem 26. Juni 2014 habe ich immer einen Labello-Stift dabei. Ich brauche ihn nicht, doch ist er zum Symbol geworden. Zum Symbol, dass ich mich nicht unterkriegen lassen will. Ein Symbol zur Erinnerung, dass ich stark bin und hoffentlich beim nächsten Mal reagieren kann.

4. SOMMERNACHT

von Marc (23 J.) aus Berlin



Wir hatten uns ans Ufer gesetzt und blickten auf die Grenzbefestigung, die auf der anderen Seite der Spree lag. Das Wasser unterbrach an dieser Stelle den Mauerverlauf. Rechts von uns zeigte sich von der Uferböschung aus erneut die Grenze, zuerst ein paar Meter als massiver Zaun, dann als kahle Betonwand, die sich immer weiter hinter den neobarocken Reichstag schob. Dahinter erhob sich ein Wachturm unscheinbar in der Dunkelheit. Auf der anderen Seite des Flusses stand im schwer gesicherten Grenzstreifen ein weiterer Wachturm. Trotz schwacher Beleuchtung war zu erkennen, dass sich in der Turmkanzel Grenzsoldaten bewegten. Wir ließen uns davon nicht stören, auch nicht als sie ihre Ferngläser auf uns richteten, so wie sie es immer taten, wenn sich Personen der Mauer vom Westen aus näherten. An dieser Stelle gehörte die gesamte Spree zur DDR, nur die ungesicherte Böschung, auf der wir saßen, gehörte noch zu West-Berlin. In dieser spätsommerlichen Nacht wehte ein warmer Westwind vom Tiergarten zu uns herüber. Hinter uns lag der weitläufige Besucherparkplatz, auf dem tagsüber dichtgedrängt Reisebusse und Pkws standen. Jetzt, am späten Abend, war er leer. Nur vereinzelt standen Fahrzeuge herum. Deshalb konnte ich nahe am Ufer parken.

Steves Charme und seine wunderschönen Augen hatten es mir angetan. Ich hatte ihn und

seine Freunde in einer Bar am Nollendorfplatz kennen gelernt. Sie waren für ein Wochenende aus Hamburg nach Berlin gekommen. Er war dreißig, ich Anfang Zwanzig, er jobbte in der Gastronomie, ich studierte. Heute Abend hatten wir uns zum ersten Mal alleine verabredet. Ich war aufgereggt und unsicher, im Verabreden nicht erfahren. Ich lud ihn zu einer kleinen Rundfahrt durch die Stadt ein und brachte ihn hierher, an meinen ganz persönlichen Ort, an dem sich nachts selten Menschen verirrt, weil diese Ecke ein wenig bizarr wirkte.

Wir redeten über Reisen in ferne Länder und von unseren Zukunftsträumen. Wir umschifften das Panik-Thema, das gerade in aller Munde war, über das die Medien permanent berichteten: sie nannten es die Schwulenseuche. Die Informationslage war chaotisch und alle hatten Angst – auch ich. Steve lehnte sich an mich und ich roch sein angenehmes Parfüm. Es wurde still. Während wir uns festhielten beobachtete ich die Oberfläche des Wassers, auf dem sich die gelbleuchtenden Grenzlaternen spiegelten.

Nur langsam drangen aus der Ferne Geräusche an mein Ohr, zuerst ein aufgedrehter Motor, dann laute Rufe. „Schieß Schwuchteln. Euch muss man erschießen“, brüllte jemand, während im nächsten Moment etwas neben mir auf den Boden einschlug, gleich darauf

ein harter Gegenstand meinen Arm traf. Eine Flüssigkeit spritze über mich. Ich sprang auf. Dann sah ich die Bierbüchse, die vor meinen Füßen lag und auslief, eine andere, die die Uferböschung hinunter rollte. Das Auto brauste wie ein dunkler Schatten davon, ohne Licht Richtung Entlastungsstraße.

Ich brauchte einen Moment, um aus dem Schrecken zurück zu kommen. Dann entdeckte ich Steve, der zögernd zu mir zurückkam. Steve hatte die Flucht ergriffen, während ich stehen geblieben war. Ich fragte Steve, ob er verletzt sei. Er ärgerte sich über das Bier, das über seine Lederjacke gelaufen war. Er wollte zurück zu seinen Leuten. Ich entschuldigte mich bei ihm, obwohl ich dafür auch nichts konnte, und fuhr ihn zurück zum Hotel.

Später saß ich in meiner Stammbar und berichtete Freunden, was ich erlebt hatte. Ich hatte kaum ausgesprochen, da erzählten sie mir, was sie bereits erlebt und von anderen gehört hatten. Vorsicht war eben geboten. Danach erschien mir der Vorfall kaum noch der Rede wert. Zwei Tage später hatte sich auf meinem Arm ein deutlich sichtbares Hämatom gebildet. An eine Anzeige hatte ich nicht mehr gedacht.

Nach dem Fall der Mauer, also viele Jahre später, führte mich ein Radausflug zurück an diesen Ort, der nicht mehr wiederzuerkennen ist. Dabei fiel mir die Geschichte wieder ein.

5. STRESS IM BUS

von Luis (28 J.) aus Berlin



Ich habe mich mit einer Freundin getroffen, die mir von ihrem Aufenthalt in Paris erzählt hat. Kurz nach Mitternacht haben wir uns verabschiedet und ich bin munter in den Bus gestiegen. Hinten im Bus saßen mir ein Mann und eine Frau gegenüber, die zusammen unterwegs waren. Er hat zu ihr gesagt, dass er Männer in kurzen Shorts heiß findet. Ich grinste, denn ich saß ihm in meinen kurzen Shorts gegenüber. Er hat mich gefragt, ob ich auf Männer stehe und ich habe gesagt, dass ich eine Freundin habe. Nach einer netten Unterhaltung haben wir uns verabschiedet und sie sind ausgestiegen. Der Bus fuhr wieder los, er wirft mir von draußen einen Kuss zu, ich erwidere ihn lächelnd und ausgiebig. Wir lachen!

Eine Gruppe aus drei Männern, ungefähr in meinem Alter, setzt sich vor mich. Der eine tuschelt dem anderen etwas ins Ohr. Zwei von dreien starren mich entsetzt an: „Bist du eine Schwuchtel oder was?“ Und aggressiver: „Was guckst du mich denn so an?“ - „Du guckst mich doch die ganze Zeit an“, entgegnete ich wütend. „Wenn ich eine Schwuchtel wäre, dann müsstet ihr euch sicher keine Sorgen machen! Seid ihr homophob oder was?“

Meine Sexualität ist meine Sache, die diskutiere ich nicht, und schon gar nicht mit denen. Dass diese drei Typen angefangen haben, mich blöd anzumachen und mich zu bedrohen, hat mich rasendgemacht. Laut werden ist das Einzige, das hilft, solche Typen im Zaum zu halten, so viel habe ich gelernt. Wir hatten die Aufmerksamkeit des gesamten Busses und der war in dieser Nacht immer noch ganz gut besetzt.

„Du scheiß Schwuchtel, wir schlagen dich zusammen!“ „Mir sind die scheiß Kameras egal!“ Mehrmals steht einer auf, holt aus, droht, wird von einem seiner Mitstreiter festgehalten und setzt sich wieder hin. „Ich fickte dich!“ Sie spuckten. „Ich verfolge dich zu dir nach Hause und mache dich fertig!“ Einer von ihnen forderte: „Setz dich da vorne hin!“ „Setzt ihr euch doch da vorne hin. Ihr habt doch das Problem“, reagierte ich. - „Du widerliche Schwuchtel!“

Den Typen war es scheiß egal, ob ich schwul bin oder nicht. Ich habe einfach nicht in ihre Welt gepasst. Als sie ausstiegen, haben sie mich nochmal bespuckt. Ich habe ihnen noch hinterher gerufen wie feige sie sind. Ich hatte Glück, dass die Typen vor mir aussteigen mussten. Sie waren anscheinend verabredet. Die Leute im Bus wirkten verlegen. Alle haben sie die Klappe gehalten. Ich habe noch gesagt: „Ganz toll Leute, wirklich ganz toll!“ Fast alle wichen sie meinem Blick aus. Nur eine Frau hat sich mit mir solidarisiert. Ich war trotzdem fassungslos. Wann kapierten Heteros endlich, dass sie das Thema auch etwas angeht? Zuhause bin ich zusammen gesackt und habe geweint. Der Gedanke, dass eine Gruppe von Männern eine „Schwuchtel“ im Bus bedrohen und fertig machen kann, ohne dass sich jemand kümmert, ließ mich nicht los. Es hat mich traurig und wütend gemacht. Im Nachhinein ist alles glimpflich abgelaufen und ich habe mich gefragt, ob ich mich der Situation nicht einfach gleich hätte entziehen sollen/ können, aber die Geschichten von Familie, Freunden und Bekannten die Formen sexistischer und homophober Gewalt erlebt

haben, haben mich wütend gemacht. Vielleicht haben meine eigenen Erlebnisse auch eine Rolle gespielt: Die Jungs in der Grundschule, die mich beschimpft haben, weil ich nicht in das Männerbild ihrer Väter gepasst habe; oder die Mädchen, auf die ich in der Oberschule stand, die mich aber komisch fanden, weil sie dachten, ich sei schwul; oder die Jungs, die mir aus dem Weg gegangen sind. Heute weiß ich, dass ich mich nicht entscheiden muss. Aber warum gibt es eigentlich immer noch so wenige Texte, die sich mit Bisexualität bei Männern beschäftigen? Ist die körperliche Erfahrung immer noch entscheidend für eine bisexuelle Identität? War sie das jemals? Passt das überhaupt zu mir? Ich wusste, dass es wichtig ist, den Vorfall zu melden. Einige Tage später am Telefon sagte der zuständige Polizist, er wüsste, warum der Busfahrer nichts gemacht hat. Schließlich habe der einen „Migrationshintergrund“. Das habe er am Namen erkannt. Woher wollte der Mann eigentlich wissen, dass ich keinen „Migrationshintergrund“ habe? Wie würde ich mich jetzt fühlen? Die Unschuldsumutung gilt für alle. Da ist es auch egal, wie blöd ich den Busfahrer fand. Vielleicht hatte der Busfahrer Angst?

Am Ende ist es einfach für mich. Ich bin glücklich mit einer Frau zusammen. Nichtsdestotrotz mag ich es, dass meine Sexualität komplizierter ist. Das lasse ich mir nicht kaputt machen. Dafür streite ich. Für mich ist das Kopfsache, die Lust und ständige Interpretation meiner eigenen sexuellen Fantasie und Erfahrung. Ich glaube, dafür würde ich jederzeit wieder mein Maul aufreißen, flirten und lieben.

6. TAG DER KONTROLLIERTEN AUSREISE

von Tarik und Wolfgang
(22 und 26 J.) aus Berlin



Als mein „Schatz“ und ich uns kennengelernt haben, hat es sofort gefunkt. Ich stamme aus einer kleinen Stadt in Mecklenburg-Vorpommern, wo auch noch meine Familie lebt. Mein Partner stammt aus dem Ausland und ist alleine nach Deutschland gekommen. Seit Juli sind wir nun verpartnert. Die offizielle Zeremonie haben wir in Berlin groß gefeiert. Dafür brachte meine Oma, so wie es unsere Tradition verlangt, einen Baumstamm mit, den wir dann gemeinsam durchsägen mussten.

Mein Partner hat sich ohne Aufenthaltstitel in Deutschland aufgehalten. Obwohl wir zusammenleben und eine Lebensgemeinschaft gebildet haben und er sich mit fleißigem Pauken in Sprachschulen die deutsche Sprache beigebracht hat, sieht das Gesetz es so vor, dass er ein Visum in seinem Herkunftsland, in dem eigentlich Bürgerkrieg herrscht, beantragen muss. Deshalb sollte er bis zu einem bestimmten Datum freiwillig die Bundesrepublik verlassen haben. Bis zu seiner Ausreise werde sein Reisepass von den Behörden einbehalten. Am Ausreisetag erhalte er dann seinen Pass von der Bundespolizei am Flughafen wieder. Dies nennt man dann eine kontrollierte Ausreise.

Unser ursprünglicher Plan sah vor, dass er zuerst von Berlin nach Nizza (Frankreich) und von dort dann weiter in sein Heimatland fliegt. Uns war bewusst, dass er kein Visum für Frankreich hatte, aber nach unzähligen Telefonaten mit Behörden und persönlicher Vorsprache in der Ausländerbehörde versuchten wir zu klären, ob es trotzdem möglich sei, was dann schließlich von den Behörden erlaubt wurde.

Schweren Herzens nahmen wir Abschied, in der Hoffnung, uns bald wieder zu sehen. Am Flughafen Schönefeld lehnte es dann aber die Fluggesellschaft ab, meinen Partner ohne Schengen-Vi-

sum mitzunehmen. Auf Anraten der Bundespolizei buchten wir dann umgehend einen neuen Flug, der aber dann von Berlin-Tegel nach Frankfurt und von dort in sein Heimatland fliegen würde. Die Bundespolizisten standen damit jedoch vor dem Problem, dass sein Pass nach Frankfurt musste, weil er ja erst von dort Deutschland verlassen würde. Wir konnten bei den Beamten den Eindruck hinterlassen, dass es meinem Freund ernst war auszureisen und haben daraufhin den Pass ausgehändigt bekommen.

Dafür sollten wir uns aber umgehend bei der Bundespolizei in Tegel melden. Also fuhren wir dorthin, wo wir dann sofort den Informationspunkt der Bundespolizei aufsuchten. Ich erklärte kurz unsere Situation, worauf der Beamte uns dann sehr laut antwortete, dass wir uns doch nicht bei ihm, sondern in Frankfurt bei der Bundespolizei melden müssten. Ich erklärte ihm nochmal, dass die Bundespolizei in Schönefeld aber gesagt habe, dass wir uns hier melden sollten, da wir unseren Flug in Schönefeld nicht antreten konnten. Als er das hörte, sagte er uns, dass wir umgehend wieder nach Schönefeld fahren sollten, weil es mit einer Grenzübertrittsbescheinigung möglich sei, das Land auch so zu verlassen. Da das gebuchte Flugzeug schon in 30 Minuten Schönefeld verlassen sollte, habe ich ihm zu verstehen gegeben, dass er jetzt von Tegel fliegen müsse und fragte ihn, was wir jetzt genau machen sollten. Daraufhin machte er sich cholerisch und gestikulierend über die Fluggesellschaft und seine Kollegen in Schönefeld Luft. Dann erklärte er uns aber, dass mein Partner sich nach der Landung in Frankfurt sogleich seinen Stempel für die Ausreise abholen müsse. Und dann schob er noch den Satz hinterher, „und dann verlassen Sie heute Deutschland und kommen so

schnell nicht wieder!“

Ich fragte nach, was er mit „...und kommen Sie so schnell nicht wieder...“ gemeint habe, worauf er nur entgegnete, dass er heute Deutschland verlassen solle und es nicht weiter ausführen wolle, was noch alles ‚da drin steht‘, wobei er auf die Dokumente deutete.

Ich nahm geschockt unsere Dokumente entgegen und wir verließen den Informationspunkt der Bundespolizei. Als wir aus der Station waren, wurde mir erst mal bewusst, was da drin abgelaufen war. Ich wollte mir jedoch nichts anmerken lassen und blieb stark, obwohl meine Gedanken und Gefühle Karussell fuhren. Es fiel mir schwer genug, ihm erst einmal „Tschüss“ sagen zu müssen.

Ich habe gewartet und es später unserer Freundin erzählt. Dabei musste ich gegen die Tränen kämpfen. Ich war sehr verunsichert, was der Beamte damit gemeint haben könnte. Wir hatten doch alles richtiggemacht? Mein sonst so starkes Selbstbewusstsein war verschwunden. Ich hätte dem Beamten am liebsten meine Meinung zu seinem Kommentar gesagt. Aber ich hatte Angst, dass mein Ärger Auswirkungen auf das Visaverfahren gehabt hätte. Ich fragte mich die ganze Zeit, warum er so etwas gesagt hat, denn in den Papieren stand nichts von dem, dass er „so schnell nicht wieder“ kommen solle. Hat er es gesagt, weil mein Mann Ausländer war, weil wir schwul sind oder ist er zu jedem so? Auch seine Art, wie er geredet hatte, erinnerte mich stark an meine Bundeswehrzeit: ich als kleiner Soldat, der erzogen werden muss, der zu blöd ist. Es war nur ein kurzer kleiner Satz, aber dieser hat sich wie eine Narbe in meinen Kopf eingebrannt. Ich möchte jetzt nur, dass mein Mann so schnell wie möglich zu mir zurückkommt.

7. VON DER TAT BIS ZUR GERICHTSVERHANDLUNG

von Michael (35 J.) aus Berlin



Am 27.06.2015 nahm ich mit meinem Freund am Berliner CSD teil. Am Lützowplatz, vor dem 'Hotel Berlin, Berlin', tanzte ich in einem Freiraum zwischen zwei Wagen etwas entfernt von meinem Freund, als von der linken Seite ein jüngerer Mann, der mich fixierte, direkt auf mich zugekommen ist. Er baute sich vor mir auf und trat mit seinem Fuß mehrmals von der Innenseite gegen meine Beine. Er wollte mich offensichtlich zum Hinfallen bringen. Ich wich ihm jedoch aus, ging ein paar Meter zur Seite und tanzte dort weiter. Der Mann folgte mir, baute sich erneut vor mir auf und schlug erneut mit seinem Fuß gegen die Innenseite meiner Beine. Ich hatte den Eindruck, dass es sich dabei um einen homophoben Übergriff handelte, auch weil der Typ mich von Anfang an so eigenartig fixiert hatte. Ich wehrte mich und stieß ihm ebenfalls mit dem Fuß gegen seine Beine, wodurch er zu Boden fiel. Er erhob sich sofort, holte weit aus und schlug mir mit voller Wucht mit den Knöcheln seiner rechten Faust in Augenhöhe auf die Schläfe. Der Schlag übertrug sich auch auf mein Nasenbein, weil ich eine Sonnenbrille trug, und das Blut lief mir übers Gesicht auf die Kleidung. Mein Freund wollte sich schützend vor mich stellen und der Täter wollte schon auf ihn losgehen, als ein Kumpel des Täters hinzukam und ihn aufforderte „endlich weiter-

zuziehen“. Ich stand blutüberströmt am Straßenrand und war mit den Nerven am Ende. Von den anderen Teilnehmern half keiner. Zufälligerweise stand nicht weit entfernt ein Mannschaftswagen der Polizei, aus dem schließlich ein Polizist kam. Der Polizei war der Typ schon vorher aufgefallen, wie sich herausstellte. Der Mann wurde festgenommen, wobei er sich noch vehement widersetzte und die Beamten beleidigte. Ich suchte anschließend die Notaufnahme des St. Elisabeth Krankenhauses auf, ließ mich dort verarzten und meldete den Übergriff bei MANEO.

Bis zur Gerichtsverhandlung dauerte es über ein Jahr. Ich war sehr aufgeregt vor der Verhandlung und nahm erneut Kontakt zu MANEO auf. Ich war sehr beschämt, dass ich überhaupt in eine solche Situation geraten war und, dass durch meine Gegenwehr die Situation eventuell erst in dieser Weise eskalierte. Vor der Gerichtsverhandlung war ich sehr angespannt, da ich nicht wusste, was auf mich zukommen würde. Mich beängstigte auch die Vorstellung, der Täter könnte im Gerichtssaal sitzen und mich während meiner Aussage anfeinden. Ich nahm deshalb das Angebot von MANEO, mich zum Verfahren zu begleiten, gerne wahr.

Das Verfahren war letztlich weit weniger dramatisch, als ich

es mir vorher ausgemalt hatte. Der Täter musste mit dem Gesicht nach vorne sitzen, so dass er mich nicht sehen konnte. Das ganze Verfahren lief sehr routiniert ab. Die Zeugen wurden belehrt und machten nacheinander ihre Aussagen. Ich blieb bis zum Schluss des Verfahrens, weil ich wirklich wissen wollte, was da überhaupt passiert war, welches Motiv der Täter hatte. War es wirklich ein homophober Übergriff? Und weshalb sollten homophobe Männer überhaupt auf dem CSD mitlaufen? Es zeigte sich, dass der Typ in sehr schwierigen familiären und persönlichen Umständen lebte und zudem ein schweres Alkoholproblem hatte. Zum Zeitpunkt des Übergriffs stand er schon unter Bewährung und war dennoch schon vorher wegen eines anderen Körperverletzungsdeliktes auffällig geworden. Im Prozess schließlich wurde auch noch eine weitere Tat, die er kurz davor begangen hatte, verhandelt. Der Täter hatte schon in der Nacht vor dem CSD im Übermaß Alkohol getrunken. Bei der Festnahme wurde ein Alkoholwert von 3,1 Promille festgestellt, was auch erklärt werden konnte, warum der Täter so einen eigenartigen Blick hatte und weshalb er so leicht hinfiel, als ich ihm gegen das Bein getreten war. Ob der Tat auch ein homophobes Motiv zugrunde lag, blieb letztlich offen. Der Richter jedenfalls wollte es nicht ausschließen.

8. ALS SICH MEIN VATER BEI MIR ENTSCHULDIGTE

von Frank (34 J.) aus Berlin



Es war auf meiner Geburtstagsfeier. Gut achtzig Gäste waren meiner Einladung gefolgt. Vor der Eröffnung des Buffets setzte mein Vater plötzlich zu einer kurzen Rede an, so, wie er es immer auf Familienfesten tat. Dann erzählte er von damals, als ich achtzehn Jahre alt war und kurz vor meinem Abitur stand. In dieser Zeit hatten meine Eltern erfahren, dass ich schwul bin.

Ich erinnerte mich, dass ich meinen Eltern das seinerzeit nicht freiwillig erzählt hatte. Ein Fremder hatte es ihnen am Telefon erzählt, ein Mann, mit dem ich nur einmal kurz Kontakt hatte. Er wollte mehr, ich aber nicht. Daraufhin hatte er begonnen, mir unablässig nachzustellen, zu schreiben, zu Hause anzurufen – sogar vor meiner Schule zu stehen. Wochenlang hatte er Druck auf mich ausgeübt.

Ich stamme aus einem christlichen Elternhaus, wo es üblich war, jeden Sonntag in die Kirche zu gehen. Ich war damals noch nicht soweit – auch, weil es diese vielen Witze und Vorurteile über Schwule gab, dass sie weich und wie Frauen seien. Das alles traf auf mich nicht zu. Ich war Sportler, ein Ass und bereits ausgezeichnet in viele Leichtathletikwettkämpfen. Für mein Coming-out hätte ich damals mehr Zeit gebraucht.

Mein Vater erzählte dann vor den Gästen, dass er damals mit dem Thema nicht umgehen konnte, dass er nicht akzeptieren konnte, dass ich schwul war.

Ich erinnerte mich, wie mich mein Vater eines Tages in meinem Zimmer aufgesucht und mir gesagt hatte, dass ich besser meine Sachen packen und verschwinden sollte. Ich stand kurz vor dem Abitur. Der andauernde Stress bei uns zu Hause hatte mir bereits zugesetzt. Meine Leistungen an der Schule und im Training hatten nachgelassen. Das

war bereits einigen Lehrern und Trainern aufgefallen. Nur zwei Lehrern vertraute ich mich an, die mir eine große Stütze waren. Mir ging es damals richtig schlecht.

Mein Vater sagte auf einmal vor den Gästen: „Nachdem ich Deiner Mutter, also meiner Frau, die ich liebe, berichtete, was ich Dir angedroht hatte, antwortete sie mir: ‚wenn Du ihn rauswirfst, geh ich auch‘. Das waren ihre Worte. Damit war das Thema für mich vom Tisch.“

Ich erinnerte mich, dass für mich das Thema noch lange nicht vorbei war. Mit dem Stress und den Zukunftsängsten hatte ich kurz davor gestanden mir etwas anzutun. Nachdem ich mein Abitur mit akzeptablen Noten geschafft hatte bin ich relativ schnell von Zuhause ausgezogen.

„Es tut mir leid, was ich Dir damals angetan habe“, sagte nun plötzlich mein Vater und begann zu weinen.

Es verschlug mir die Sprache. „Es ist schon lange vorbei“, sagte ich, und: „Danke“. Wir umarmten uns und ich begleitete ihn zu seinem Tisch, wo meine Mutter saß und sich mit einem Taschentuch ihre Nase schnäuzte. Alle meine Gäste schauten mich an. Es war ganz still im Raum. Ich sagte nur. „Bitte, greift doch zu“. Mehr konnte ich in diesem Moment nicht sagen.

Es hat mir gut getan, die Worte der Entschuldigung von meinem Vater zu hören. Denn diese Zeit hat mich sehr geprägt. Sie ist längst vorbei und vergeben, spätestens seit meine Eltern damit begannen haben, sich mit dem Thema Homosexualität zu beschäftigen, wir über alles reden, sie meine Freunde und meinen Partner akzeptieren konnten. Für sie ist es mittlerweile selbstverständlich geworden, von sich als Eltern eines schwulen Sohnes zu sprechen.

9. MEIN WEGWEISER

von Staz (15 J.) aus Berlin



Bei mir fing das alles, wie ich heute weiß, in der 5. Klasse an. Naja mit 10 Jahren wusste ich nicht, dass es verschiedene Sexualitäten gibt und ich anscheinend meine Lehrerin ziemlich toll fand.

Erst als ich in die 7. Klasse kam lernte ich in der Schule etwas über Homosexualität.

In der 8. Klasse hatten die meisten meiner Freundinnen schon einen Freund, mir gefiel keiner so richtig. So Mitte zweites Halbjahr habe ich ein Mädchen über Insta kennengelernt, wir haben unsere Nummern ausgetauscht und viel miteinander geschrieben. Ich habe erfahren, dass sie lesbisch ist. Sie war zwei Jahre älter als ich und hatte somit auch mehr Erfahrung mit allem. Immer wenn wir geschrieben haben merkte ich, dass sie mit mir flirtet und das hat mir gefallen. Eine Freundin von mir mochte es jedoch nicht und zickte mich an, warum ich mich auf so etwas einlasse. Wir seien doch beide Mädchen und das würde überhaupt nicht gehen. Mir war das egal, weil ich dieses Mädchen wirklich sehr mochte. Wir haben uns fast jeden Tag getroffen, uns kennengelernt, viel Zeit miteinander verbracht. Es hat gar nicht lange gedauert und ich fühlte mich verliebt. Ich erzählte auch das meiner Freundin, aber ich hatte das Gefühl sie versteht mich nicht. Sie sagte die ganze Zeit, dass das ja nur eine Phase sei mit den Mädchen. Mich verwirrten unsere Gespräche. Wir stritten viel. Sie warf mir vor, dass sie das jetzt auf jeden Fall ihren Eltern verheimlichen müsse. Ich verstand das alles nicht, was hatten ihre Eltern denn mit mir und meiner Sexualität zu tun.

Ab diesem Moment hatte ich nur noch Interesse an Mädchen, an Jungs fand ich gar nichts mehr. Das ist mir auch in der Schule aufgefallen. Bei Gesprächen in Mädchenrunden konnte ich nicht richtig mitreden, wenn es um Jungs ging. Das ging eher bei den Jungs selbst, weil es da ja um Mädchen ging. Also, ich habe mir tagelang Gedanken gemacht, bis mir klar wurde, dass ich wirklich lesbisch bin.

Ich wollte es unbedingt meiner Mutter sagen. An dem besagten Abend saßen wir beide am Tisch und ich wollte es so schnell wie möglich hinter mich bringen. Also habe ich es einfach rausgehauen: „Mama ich bin eine Lesbe!“ Sie sagte erst mal nichts, sah mich nur erstaunt an und wir saßen eine Weile einfach so da. Nach zwei Minuten Stille fragte sie dann überraschenderweise nur, wer denn die Glückliche sei. Ich war ein bisschen schockiert wie einfach es war. Normalerweise reagieren polnische Mütter nämlich ganz anders. Zumindest habe ich das auch von meiner Mutter gedacht. Jedoch sagte meine Mama, sie freue sich, dass ich so offen mit ihr darüber geredet habe und sie liebe mich immer noch so wie davor.

Die Geschichte mit dem Mädchen, durch das alles angefangen hat, ist jetzt ein Jahr her. Ich bin heute 15 Jahre alt und wie meine Freunde immer sagen „ne richtig stolze Lesbe“. Viele sagen, dass ich noch sehr jung bin und daher gar nicht richtig wissen könne, ob ich homosexuell sei. Ich kann ihnen versichern, dass sich daran nichts mehr ändern wird. Ich schäme mich nicht dafür. Ich meine, warum sollte ich auch. Es ist etwas ganz Normales, wofür man sich nicht schämen muss.

10. MEIN GROSSVATER, DER EIN SCHATTENLEBEN FÜHREN MUSSTE

von Peter Huth (48 J.) aus Berlin



Mein Großvater war homosexuell. Und er war seiner Frau ein guter Ehemann und seinen Kindern ein guter Vater. Er war durch und durch bürgerlich. Angestellter beim Kreis, Mitglied der katholischen Schützenbruderschaft. Eigenheimbesitzer und Kirchgänger. Ein wenig eitel. Er legte besonderen Wert auf gute Kleidung.

Er war mein bester Freund, mein Idol, als ich ein kleiner Junge war. Wir haben viel Zeit miteinander verbracht, haben Ausflüge gemacht, zu den Kiesgruben und alten Ziegeleien, in die Ruine von Schloss Moyland, in die wir heimlich eingestiegen sind. Solche Dinge konnte ich nur mit meinem Opa machen. Er las mir jeden Wunsch von den Augen ab. Einmal kamen wir sogar mit einer Wasserschildkröte nach Hause.

Häufig besuchten wir auf unseren Tagesreisen Männer, die er alte Freunde nannte. An einen erinnere ich mich, er hatte sein Bein im Krieg verloren. Ich durfte fernsehen, während mein Großvater und sein Freund sich zurückzogen. Daran habe ich gedacht, als in der vergangenen Woche in Texten Homosexuelle in den Grundverdacht von Pädophilie und Inzest gerückt

wurden. Glauben Sie mir, ich habe viele Jahre voller durch solche Vorurteile geschürter Furcht nach etwas geforscht, was ich nie gefunden habe. Weil da nichts war. Natürlich nicht.

In der Nacht seines Todes rief meine Großmutter bei meinen Eltern an, verzweifelt. Er sei nicht nach Hause gekommen. Mal wieder. Ich wurde zu meiner Großmutter gefahren, zu ihrer Beruhigung. Ich verstand nicht, worum es ging, aber selbst mit sechs Jahren merkt man, wenn etwas so dunkel ist, dass es kein gutes Ende nehmen wird. Am Morgen klingelten Reporter einer Zeitung, um mit meinem Vater, als konservativem Kommunalpolitiker von lokaler Bekanntheit, über „die Sache“ zu sprechen. Was man mir damals sagte: Opa ist tot. Herzinfarkt.

Sechs oder sieben Jahre später machte ich beim Mittagessen einen Witz über Schwule. Meine Mutter ging an ihren Schreibtisch und übergab mir wortlos die Berichte über den Tod meines Großvaters. Er war in der Nachbarstadt Goch mit zwei Männern mitgegangen. Doch in deren Wohnung gab es keinen Sex, sondern Schläge und Raub. Im Bademantel sprang mein Großvater

vom Balkon, um zu flüchten. Er brach sich das Schlüsselbein. Doch sein Herz blieb im Krankenhaus stehen, als ihm klar wurde, dass sein geheimes Leben nun öffentlich werden würde. Das war Mitte der Siebzigerjahre, in meiner wunderschönen niederrheinischen Heimat. Homosexuelle wurden noch in Karteien bei der Polizei geführt. Mein Großvater hätte niemals Frau und Familie verlassen, um einen Mann zu heiraten. Es geht auch nicht nur um die Ehe. Die Entscheidung des Bundestages war der letzte Schritt, die Diskriminierung von Homosexuellen faktisch zu beenden. Für den Rest muss die Gesellschaft sorgen.

Hinweis:

Abdruck mit freundlicher Genehmigung von Peter Huth, Chefredakteur der Zeitschrift DIE WELT am Sonntag. Der Beitrag erschien unter der Überschrift „Es geht um das Ende der Diskriminierung Homosexueller“ am 01.07.2017, in DIE WELT am Sonntag, nachdem der Bundestag beschlossen hatte, dass Homosexuelle heiraten dürfen. WELT-Autor Peter Huth ist der Enkel des Mannes, der ein Schattenleben führen musste.

11. DER BOULETTENFREITAG

von Michael (37 J.) aus Berlin



Es war ein Freitag, Boulettenfreitag. Bei uns gab es jeden Freitag Bouletten zu Abendbrot, pünktlich um 18 Uhr. Die Bouletten wurden mit sehr viel Knoblauch zubereitet. Das führte dazu, dass ich sie schon seit Jahren nicht mehr aß. Wenn ich vorhatte auszugehen, wollte ich nicht unbedingt nach Knoblauch riechen.

Ich hatte bereits ein paar Tage nicht zu Hause geschlafen und das war meinen Eltern nicht verborgen geblieben. Ich war 18 und hatte vor ein paar Wochen meinen ersten Freund kennengelernt, mit dem ich jetzt viel Zeit verbringen wollte. Meine Eltern wussten davon nichts. Sie wussten auch nicht, dass ich schwul bin. Wie auch? Ich hatte mir das ja selbst erst vor kurzer Zeit eingestanden. Es kann sein, dass sie was geahnt hatten. Ich hatte ihnen ja schließlich jedes Mal gesagt, dass ich bei einem „Freund“ schlafe. Ahnen heißt aber nicht wissen. Und so waren meine Eltern sauer auf mich, weil ich die Schule vernachlässigte und nur noch selten zu Hause schlief.

Das Abendbrot war der Punkt an dem sie mich zur Rede stellten. Ein Streit entbrannte. Sie fragten mich, wer denn dieser „Freund“ überhaupt sei und so weiter. Eigentlich umkreisten wir das Thema eher, als dass wir es richtig benannten. Ich hatte auch nicht den Satz „Ich bin schwul“ auf den Lippen. Es war mein Vater, der mich nach langem Hin und Her fragte, ob ich schwul sei. Ich sagte einfach nur noch „ja“. Mein Vater hätte nicht nochmal von der Boulette abbeißen sollen, denn das „Ja“ schockte ihn doch ziemlich. Er wurde bleich und hörte auf zu kauen. Ich hatte Angst, dass er sich verschlucken würde. Meine Mutter fing an zu weinen. Das erste,

was sie sagte, war, dass sie das niemals akzeptieren könne. Tolerieren würde vielleicht noch gehen, aber akzeptieren - auf keinen Fall.

Ich war enttäuscht und tieftraurig. Das Gute an dem Abend war, dass ich mit ein paar Freundinnen und einem Freund verabredet war. Bei denen konnte ich mich ausweinen. Wir gingen zusammen in die Disco tanzen. Das wurde eine lange Nacht.

Als ich am nächsten Nachmittag nach Hause kam, warteten meine Eltern zusammen mit meiner Schwester auf mich. Sie war schon lange ausgezogen. Sie war gekommen, um zwischen uns zu vermitteln. Meine Eltern haben mich dann gefragt, ob das denn nun so sei, was ich ihnen bestätigte. Ich kann mich nicht mehr an alles erinnern, aber meine Mutter fing wohl wieder an zu weinen. Meine Eltern beschwerten sich dann, dass sie von mir wohl keine Enkelkinder zu erwarten hätten. Kurzum, das Gespräch belastete und betrübte mich sehr. Ich musste auf den Balkon gehen, um eine Zigarette zu rauchen. Mein Vater kam mir nach und lieh sich von mir eine Zigarette. Er rauchte eigentlich nicht, aber da hat er geraucht. Als wir auf dem Balkon standen, meinte er zu mir, dass er es schwer akzeptieren könne, dass ich schwul sei. Es wäre aber noch viel schwerer, wenn er den Kontakt mit seinem Sohn verlieren würde. Er liebte mich eben – das hat er da das erste und einzige Mal zu mir gesagt – und das war nicht an die Bedingung Heterosexualität geknüpft. Damit konnte ich leben, gerade so.

Überhaupt war es dann so, dass meine Eltern nach meinem Coming Out weniger Erwartungen an mich stellten, was mir eigentlich ganz recht

war. Ich fand es aber irgendwie auch beleidigend. Sie nahmen einfach an, dass ich viele Dinge im Leben nicht mehr machen könne. Und außerdem wäre ich in ein paar Jahren drogenabhängig und aidskrank.

Heute weiß ich aus den Erzählungen von Bekannten, dass das schon ziemlich viel war. Ich erfuhr, dass mein Vater sich seiner Mutter, also meiner Oma, anvertraut hatte. Sie habe ihm aber gesagt, dass Homosexualität ganz normal sei. Und wenn das die eigene Mutter sage, dann wird das schon ok sein. Meiner Mutter war es nicht recht gewesen, dass mein Vater mit meiner Oma gesprochen hatte. Sie wollte alles geheim halten. Sie wollte es nicht wahrhaben.

Als ich mich nach einem halben Jahr von meinem ersten Freund wieder trennte, meinte sie zu mir: „Das kann's doch dann nicht gewesen sein.“ Ich meinte nur zu ihr: „Doch, das ist genau so.“

Das ist alles schon ein bisschen her. Meine Mutter fragte mich neulich, ob ich mich auch so freue wie sie, dass es jetzt die Ehe für alle gibt. Ich war über ihre Frage ein bisschen überrascht, aber ich habe mich doch auch gefreut. Unterstützt haben mich meine Eltern immer, aber unsere Beziehung hatte gelitten. Es war zwar nie Funkstille, aber wir haben uns eine Zeitlang sehr selten gesehen. Die Enttäuschung über ihr Verhalten mir gegenüber saß doch zu tief.

Mittlerweile sehen wir uns wieder regelmäßiger. Je älter ich werde, desto wertvoller wird die Zeit mit meinen Eltern. Mein Vater ist mittlerweile dement. Manchmal geht es, aber es gibt Zeiten, wo er einfach nur wirr herumläuft.

12. EIN „NEIN“

IST EIN „NEIN“

von Florian (38 J.) aus Berlin



Meine beste Freundin und ich reisten in die USA. Sie hatte mich überreden müssen, weil mir die Entscheidung nicht leicht gefallen war. Zwei Jahre zuvor hatte ich nach einem durchlebten Horrorflug über England Flugangst entwickelt. Die Perspektive auf die zurückzulegenden Flugstrecken war gespenstisch: Über den Teich nach New York, dann nach Denver, San Francisco, Los Angeles, Fort Lauderdale, noch einmal nach Denver, dann Toronto und zum Abschluss noch einmal New York, bevor es wieder über den Atlantik zurück nach Frankfurt ging. Doch meine Freundin war toll, weil sie mit meiner Angst umgehen konnte. Ich nahm Beruhigungstabletten mit, doch diese musste ich nicht ein einziges Mal einsetzen. Während ich anfangs zitternd in meinem Sitz saß, erzählte sie mir ununterbrochen von völlig blödsinnigen großäugigen Kaulquappen und zwölfarmigen Tintenfischen, die mich dann eher wahnsinnig machten als die Flugzeit selbst.

Während unserer Tour besuchten wir viele Freunde meiner besten Freundin. Sie hatte ein Jahr in den USA gelebt und kannte deshalb unzählige Leute. Gemeinsam traten wir als beste Freunde auf, doch für manche schien zwischen uns mehr zu sein. Die Situation war für mich nicht unangenehm, weil es mir als Siebenundzwanzigjährigem noch immer schwer fiel, offen schwul aufzutreten. Meine beste Freundin wusste Bescheid und bot mir Schutz – etwas mehr, als mir angenehm war. Denn während der Reise bemerkte ich, dass sie sich von mir doch mehr gewünscht hatte. Ich hielt mich deshalb zurück, um die Stimmung zwischen uns nicht zu trüben.

Es gab einige Momente und Situationen, die mir unvergesslich geblieben sind. Nach einem Skitag in den Rocky Mountains besuchten wir eine Familie in ihrem großen Haus in den Bergen. Die Mutter der heranwachsenden Kinder war eine Deutsche, die mittlerweile von ihrem Mann getrennt lebte. Ich bemerkte, wie mich der achtzehnjährige Sohn die ganze Zeit anmachte und mit mir flirtete, während ich nicht in der Lage war, darauf einzugehen. In San Francisco besuchten wir weitere Freunde, die sie kannte, unter anderem ein schwules Paar, bei dem wir übernachteten. Aber auch hier ergab sich keine Gelegenheit, gemeinsam in eine Bar zu gehen oder etwas vom Nachtleben zu entdecken.

Auf unserem letzten Stop in New York wohnten wir in Greenwich Village. Hier kannte sie ein älteres Freundespaar, einen älteren Mann und seine beste Freundin. Beide wohnten im selben Stock – ihre Apartments lagen sich gegenüber. An unserem letzten Abend ging es in eine Musikbar, in der ein Mann am Klavier spielte und in die Runde der anwesenden Gäste fragte, ob jemand Lust hatte zu singen. Wie uns unsere Gastgeber erzählten, wurde die Bar von jungen Nachwuchskünstlern vom Broadway besucht, die gerne nach dem Mikrofon griffen. Und so war es auch. Den ganzen Abend traten sie auf, sangen und tanzten schließlich auf dem Tresen. Sie verwandelten die Bar in eine Broadwaybühne. Es war eine berauschte Stimmung, etwas, was ich in dieser Art noch nie erlebt hatte und was mich begeisterte. Am späten Abend war ich betrunken und glücklich.

Wir gingen nach Hause. Zu Hause wurde noch ein Whisky gereicht, den ich nicht mehr runter bekam. Ich ging ins Bett. Meine Freundin schlief nebenan. In der Nacht wachte ich auf, als ich bemerkte, dass ich im Bett nicht alleine schlief, sondern neben mir auch unser Gastgeber, der sich an mir zu schaffen machte. Ich wollte das nicht. Ich schaffte es immer wieder ihn wegzuschubsen. Dann war Ruhe und ich schlief wieder ein, jedoch um später wieder aufzuwachen und festzustellen, dass er schon wieder an mir dran war, diesmal weiter als ich wollte. Ich wollte schlafen und keinen Stress, so kurz vor unserem morgendlichen Abflug. Ich ließ ihn machen, weil es auch schon vorbei war. Dann schlief ich wieder ein.

Am nächsten Morgen blockierte ich das Bad länger als sonst. Ich konnte nichts frühstücken, unseren Gastgeber nicht ansehen, brachte nur wenige Sätze hervor, mit der Entschuldigung, dass ich Kopfschmerzen vom vielen Alkohol hätte, was auch wirklich zutraf. Wir fuhren zum Flughafen. Ich nahm zwei, drei Aspirin und schlief die ganze Flugreise bis nach Frankfurt.

Ich habe über dieses Erlebnis nie gesprochen. Ich habe mir gesagt, dass es meine eigene Schuld war. So etwas passiert eben, wenn man nicht aufpasst. Ich hätte ja... – hier gibt es viele Antwortmöglichkeiten. Und, wie kann es sein, dass das mir als erwachsenem schwulen Mann passiert? Außerdem, ich will kein Opfer sein. Doch langsam dämmert es mir, dass es eine handelnde Person gegeben hat, die die Situation ausgenutzt, die Grenzen verschoben und verletzt, mein Nein nicht akzeptiert hat.

13. MEIN LEBEN IN ANGST

von Ayman (20)



Ich bin ungeoutet und gerade 20 Jahre alt. Meine Eltern sind arabischer Herkunft, ich bin in Deutschland geboren und hier aufgewachsen. Bevor ich mit meiner Geschichte anfangen will, ich noch kurz darüber informieren, wie es ist, in einem vom muslimischen Glauben stark geprägten Umfeld schwul zu sein. Es ist leider noch immer ein Tabu-Thema. Die Homosexualität hat weder einen Platz in traditionellen arabischen Familien, noch in der islamischen Religion wird sie herzlich aufgenommen.

Jeder Schwule kennt die „Gelben Seiten“, auch ich stöberte durch die App. Es war Samstagabend und ich bin mit Freunden ausgegangen. Ich hatte Spaß und war etwas vom Alkohol angeheitert. Mitten in der Nacht kam ich nach Hause und legte mich ins Bett. Ich wollte noch kurz abchecken, was auf den „Gelben Seiten“ so läuft. Irgendwann bin ich eingeschlafen und mir war nicht bewusst, dass ich die App offen gelassen hatte.

Ich habe gedacht ich träume, als mich mein großer Bruder in der Nacht aufweckte und mich plötzlich ohrfeigte und mich fragte „Du bist schwul?!“ Ich weiß nicht, was mir geschah. Ich bin dann sofort wieder eingeschlafen. Als ich am nächsten Morgen aufwachte, hatte ich so sehr gehofft, dass es nur ein Traum gewesen war. Doch leider war dem nicht so.

Mein Bruder ignorierte mich den ganzen Tag. Der Tag verging und

ich hatte immer noch Ungewissheit. Es war für mich eine Qual nicht zu wissen, ob es Wahrheit oder Traum war. Ich schlief ein, ging am Montag normal zur Arbeit. Immer noch war ich sehr verwirrt und in Ungewissheit. Als ich spät abends nach dem Sport nach Hause kam, sprach mich meine Mutter an: „Dein Bruder hat herausgefunden, dass du schwul bist. Er will dich töten.“ Meine Mutter brach zusammen - ich ebenfalls. Ich stand unter Schock. Ich muss dazu sagen, dass ich meinem Bruder durchaus zutrauen würde, mir das anzutun. Die Familienehre ist ihm sehr wichtig. Schließlich setzte mir mein Bruder eine Frist, dass ich in sechs Monaten heiraten sollte.

Ich hab 4 Tage lang in Angst gelebt. Ich war verzweifelt, wollte abhauen, wusste aber nicht wohin. Ich ging zu meinen Arbeitgebern, habe geweint und ihnen mitgeteilt, dass ich kündigen möchte. Meine Arbeitgeber wollten wissen wieso. Ich hab ihnen die ganze Situation geschildert. Sie waren entsetzt, haben mir jedoch sofort Hilfe angeboten. Sie boten mir an, mich sofort in eine andere Zweigstelle in einer anderen Stadt zu versetzen und mich auch finanziell zu unterstützen. Ich habe damit nicht gerechnet. Umso dankbarer war ich ihnen und nahm ihre Hilfe sofort an. Ich konnte mein Glück kaum fassen.

Am nächsten Tag gab ich zu Hause vor, dass ich mich für die Arbeit fertig machen würde. Ich packte das Nötigste ein und begab

mich zu meiner Arbeit. Dort war bereits alles vorbereitet worden: Absprachen mit der Zweigstelle, Zugtickets und Hotel. Ab jetzt begann ein neuer Lebensabschnitt für mich.

Ich habe dann auch Kontakt zu MANEO aufgenommen, wo ich beraten und wo mir sehr geholfen wurde. Ich wüsste heute nicht wie ich das alles ohne die ganze Unterstützung bis hierhin geschafft hätte. Dafür bin ich sehr dankbar.

Ich lebe nun seit über 2 Jahren in einer anderen Stadt, noch immer in Sorge, dass meine Anonymität verloren gehen könnte. Ich muss mich schützen, weil ich noch immer mit dem Schlimmsten rechnen muss.

Die Gefahr ist für mich noch nicht vorbei. Ich habe noch immer Angst, auch wenn ich jetzt mutiger geworden bin. Ich weiß, dass ich nicht alleine bin, dass es noch mehr Menschen wie mir geht. **Deshalb meine Message an diese Familien:**

Schwul-sein, lesbisch-sein, trans*-sein ist normal. Jeder Mensch hat es verdient so zu leben, wie er geschaffen wurde. Seine sexuelle Orientierung sucht sich keiner aus. Sie ist einfach da. Hört endlich mit der Gewalt gegen uns auf! Es ist grausam, was ihr euren Kindern antut.

Aufklärung über sexuelle Vielfalt muss bei Kindern und Jugendlichen stattfinden, je früher, desto besser. Damit wird verhindert, dass Kinder ein gestörtes Bild über sich selbst und über andere Menschen bekommen.

14. WIE ES WOHL DEN OPFERN GEHT?

von Pascal (44 J.) aus Berlin



Geburtstag. Feier. Familie. Am Hauptbahnhof, begleitet von meiner Schwester, in die Tram umsteigen, noch vier oder sechs Station bis zum Bett; wir sitzen ganz hinten. Am Nordbahnhof steht die Tram ein paar Minuten, Menschen steigen ein und aus, bekomme ich dösend mit. Meine Schwester stupst mich an. „Du, mach was. Hier gibt's gleich Stress.“ Ich schaue mich um. In dem Sitz auf der anderen Gangseite ein Glatzköpfiger in blauer Jacke. An der mittleren Tür zwei Kerle, eine Frau. Wortfetzen in einer fremden Sprache, hin und her. Ich bin müde, lass mal.

Ein paar Stationen weiter macht mich meine Schwester energischer wach. „Die schlagen sich gleich.“ Der Typ, die Gruppe im verbalen Geplänkel, ich identifiziere es mittlerweile als Polnisch oder Russisch. Zunächst denke ich, da haben sich Landsleute gefunden – mitten in Berlin –, dann merke ich dass der Ton aggressiver wird. Das Wort „kurva“ (Hure) fällt. Ich bin amüsiert, das zu verstehen; schließlich habe ich auch privat und beruflich mit Polen zu tun. Die Gruppe kann ich hinter mir nicht sehen, meine Schwester sagt mir, dass die Frau den einen ihrer Begleiter nur mühsam zurückhalten könne. Der Mann neben mir schiebt seine Ärmel hoch. Meine Schwester insistiert: „Lass uns hier aussteigen.“ – eine Haltestelle vor unserem Ziel. Ok, was kann ich tun, zum Held werden und mich hier ins Gefecht werfen? Nein; zu müde, zu schwach, zu alkoholisiert. Also aussteigen, weg und vergessen. Aber dann ist da ja noch die Verantwortung, Zivilcourage, whatever. Ob man will oder nicht, es ist unmöglich, so einfach zu gehen. Eingreifen geht auch nicht. Was bleibt ist der Griff zum Telefon. Ich wähle den Notruf schildere die bedrohliche Situation, sage, dass ich nun aussteigen werde und weise schlau darauf hin, dass die Tram in einigen Minuten am Abschnitt Eberswalder Straße an der dortigen Haltestelle ankommen werde. Da möge man doch bitte mal schauen. Zum Glück ist der Beamte am anderen Ende der Leitung aufgeweckter als ich. Er macht klar und deutlich die Ansage, dass ich vorm Aussteigen die Notbremse ziehen solle.

Gesagt, getan. Durch die Fenster sehen wir von außen,

dass die Situation in der Bahn weiter eskaliert, die Kontrahenten aufeinander zugegangen sind; andere Fahrgäste rufen laut. Und dann geschieht nach ganz kurzer Zeit das Unglaubliche: aus verschiedenen Richtungen brausen Funkwagen und Einsatzwagen der Bereitschaftspolizei heran. Die mutmaßlichen Täter sind nach Aussagen anderer Zeugen in den nahen U-Bahnhof geflohen, Polizisten hinterher. Andere Polizisten beginnen sofort mit dem Aufnehmen von Zeugenaussagen. Der Trambahnfahrer fragt, wer die Notbremse gezogen habe. Im Vernehmungswirrwarr bekomme ich noch mit, dass dem Mann im blauen Anorak mit einer Bierflasche auf den Kopf geschlagen worden sein soll. Nie wieder Geburtstag denke ich und laufe mit meiner Schwester nach Hause.

So weit, so schlimm. Als ich am nächsten Tag im Internet die Lokalpresse studiere, sehe ich dass die Tat schon publik ist und stelle zu meinem großen Erstaunen fest, dass es sich um eine homophobe Gewalttat handelt. Der „blaue Anorak“ war mit seinem Freund unterwegs, die Gruppe hat ihn gefragt, ob er schwul sei. Als er dies bejahte, haben sie begonnen, ihn zu beleidigen (z.B. mit kurva). Damit hatte sich ein Gewaltvorfall in eine homophobe Straftat gewandelt. Zwar hätte ich in der Situation auch nicht anders gehandelt bzw. handeln können, aber in der Nachschau zeigt sich für mich um so mehr: Zivilcourage zahlt sich aus. Und wenn es sich auch noch um einen homophoben Fall handelt, fühlt man sich umso mehr betroffen.

Und dann? Dann ruft irgendwann die Polizei an – LKA, Staatsschutz. Die Zeugenaussagen werden am Telefon aufgenommen, man ermittle in dem Fall. Rund 3 Monate später bekomme ich über die Medien mit, dass eine Öffentlichkeitsfahndung nach den Tätern läuft (Bilder aus der Tram), dass diese sich stellen, dass sie (relativ milde) verurteilt wurden. Ende gut, alles gut? Ermittlungsbehörden, Strafjustiz haben routiniert ihren Job gemacht. Täter ermittelt, Täter verurteilt. Zum Glück. Leider hat sich niemand von ihnen dafür interessiert, was ich erlebt habe.

Wie es wohl den Opfern geht?

15. „SIND SIE DERJENIGE, DER EIN KAPUTTES SCHAUFENSTER GEMELDET HAT?“

von Luke (34 J.) aus Berlin



Anfang Dezember an einem Dienstag, es war nachts um 1 Uhr, gingen mein Freund und ich zusammen Arm-in-Arm und untergehakt die Martin-Luther-Straße entlang. Mein Freund schob sein Fahrrad mit seiner rechten Hand. Wir waren sehr gut gelaunt und haben herzlich gelacht als wir an Mutschmanns vorbei zur Motzstraße gingen.

Aus der Motzstraße bogen plötzlich zwei junge Männer ab, beide Anfang Zwanzig, und kamen auf uns zu. Einer von ihnen lief mit voller Kraft und Wucht in mich hinein. Mit seiner linken Schulter traf er auf meinen Oberkörper, woraufhin ich ins Stolpern kam. Sofort danach schubste er mich noch einmal und trat dann ganz dicht an mich heran. Sein Oberkörper berührte fast meinen als er in mein Gesicht starrte und mich dann auf einmal fragte, ob ich mich mit ihm schlagen wollte. Eine Schlägerei wollte er unbedingt haben. Dann folgten homofeindliche Beleidigungen, die ich gar nicht wiedergeben kann.

In dem Moment blickte ich kurz runter auf seine Hände. Eine Hand war schon zu einer Faust geballt, die andere konnte ich nicht sehen. In diesem Moment glaubte ich, dass mein Freund und ich uns verteidigen mussten – und stellte mich mental darauf ein. Was mich dann aber stutzig machte war, dass dieser Typ vor mir, der einen Kopf kleiner war als ich, so selbstbewusst und

kampfbereit vor mir stand, und dass ich seine andere Hand nicht sehen konnte. Spätestens jetzt wurde mir klar, dass, egal was passierte, ich uns sofort aus dieser Situation rausbringen musste. Denn ich befürchtete, dass er eine Waffe bei sich hatte. Ich nahm meine Hände hoch und ging mit meinem Freund ein paar Schritte zurück, zeigte ihm meine Kapitulation an und entschuldigte mich bei ihm. Offensichtlich war es das, was uns dann auch aus der Situation herausbrachte. Er beschimpfte uns weiter mit neuen Beleidigungen, aber wir konnten dann weitergehen.

Kurz nachdem wir um die Ecke in die Motzstraße eingebogen waren, bemerkten wir eine zerstörte Schaufensterscheibe an einem Geschäft. Immer noch in Schock dachten wir, dass die beiden jungen Männer dafür verantwortlich sein könnten. Dann haben wir den Notruf der Polizei angerufen. Der Beamte, der den Anruf entgegen nahm, machte auf mich den Eindruck, dass er nicht wirklich an dem interessiert war, was ich ihm über unsere Begegnung mit den beiden jungen Männern erzählte. Weil wir „nicht verletzt“ waren, so erklärte er uns dann, sei es nicht notwendig, einen Polizei-Dienstwagen vorbei zuschicken. Ich entgegnete, dass die beiden Männer im Kiez auf „Kampf-Tour“ unterwegs seien, und dass, wenn sie auf der Straße auf andere LSBT*-Leute tref-

fen, der nächste Konflikt nicht zu glimpflich ausgehen würde. Wir waren wirklich in Sorge, dass es gleich noch andere treffen könnte. Leider fielen meine Worte auf taube Ohren. Dann erwähnte ich noch die kaputte Schaufensterscheibe. Auf einmal wurde der Beamte hellhörig. Darüber wollte er dann mehr wissen. Zurück blieb mein Gefühl, dass eine kaputte Schaufensterscheibe wichtiger ist als die Bedrohung gegen Menschen, die Bedrohungssituation gegenüber meiner Community. Das werde ich nie vergessen.

Ich erklärte dann dem Beamten, wo genau der Laden mit der zerbrochenen Scheibe lag, dass wir jetzt aber weiter gehen und nicht darauf warten würden, bis die Polizei kommt. Ich hatte genug gehabt. Wir gingen dann weiter die Motzstraße Richtung Nollendorfsplatz. Etwa auf der Höhe von Tom's Bar sahen wir, wie ein Polizeiwagen aus Richtung Martin-Luther-Straße die Motzstraße runter fuhr. Er fuhr an dem Laden vorbei. Ich habe mich dann bemerkbar gemacht und der Wagen hielt vor uns an. „Sind Sie derjenige, der ein kaputtes Schaufenster gemeldet hat?“, fragte er mich. „Nein, ich bin derjenige, der eine körperliche Bedrohung mit erkennbarer homofeindlicher Tat gemeldet hat“, sagte ich. „Aber das scheint ja keinen zu interessieren.“ Ich habe dann noch erklärt, wo der Laden war. Mein Freund und ich sind dann weiter gegangen.

16. „GAME-SHOW“

von Felix (26 J.) aus Berlin



Im letzten Jahr hatte ich einen Streit mit meiner Familie. Ich hatte sie zu Hause besucht und am Abend saßen wir zusammen, um uns eine Game-Show im Fernsehen anzusehen. Ein Kandidat musste für seine letzte und schwierigste Aufgabe einen fremden Mann mit Zunge küssen. Diese ganze Aufgabe wurde als etwas Witziges, aber auch als etwas super Krasses dargestellt, wenn ein Mann einen anderen Mann küsst. Der Kuss wurde anschließend mehrmals eingeblendet und dazu erzählte dann der Kandidat, was für einen krassen Mut er dabei bewiesen hat und wie stolz er nun ist. Und außerdem, dass er sich damit seinen Geldgewinn hart erarbeitet hat.

Nicht nur, dass mich diese Show schon aufgrund ihrer vermittelten Klischees und Stereotype genervt hat, diese Serie hatte auch meine Familie in ihren Bann gezogen, sodass sie bei jeder Zeitlupe des Kusses erneut lachte. Neben mir machte sogar jemand Würgegeräusche. Ich war schockiert. Meine Familie weiß seit Jahren, dass ich schwul bin und hatte alle

meine Ex-Freunde herzlich aufgenommen. Mein Schwulsein war nie ein Thema. Alles war gut. Bis zu diesem Moment. Als ich nämlich ein paar Tage später meine Familie darauf angesprochen hatte, waren sich alle einig, dass ich in meiner Wahrnehmung falsch läge, dass ich mich irren müsste. Sie zeigten sich wenig einsichtig. Jedes Argument, das ich einbrachte, wurde nicht akzeptiert. Eine Entschuldigung wollte ich gar nicht, nur dass meine Familie darüber nachdenkt und versteht, wie verletzend ihr Verhalten war, mit dem sie auch mich gekränkt hatten, als sie über zwei Männer lachten, die sich geküsst hatten.

Weil wir nicht mehr in der gleichen Stadt wohnen, dauerte es ein wenig, bis wir alle wieder zusammenkamen um noch einmal darüber zu sprechen. Tenor war erneut: Ich bin überdramatisch, interpretiere zu viel hinein und eigentlich ist ja überhaupt nichts passiert. Nicht sie hätten mich verletzt, sondern es sei eben die ganze Situation in der Gesellschaft und es braucht eben noch viele Jahre, bis

es keine Homophobie mehr gibt, etc.

An diesem Abend war auch mein Neffe zu Besuch, der 12 Jahre alt ist. Er fragte was denn passiert wäre. Meine Mutter erklärte ihm daraufhin, dass wir alle eine Game-Show gesehen und sie darüber gelacht hatten, als sich zwei Männer küssen mussten.

Mein Neffe fragte verwirrt, wieso sie das gemacht hätten, wo sie doch wüssten, dass ich (also sein Onkel) schwul bin, und fasste für sich zusammen, wie gemein das gewesen war, dass sie nicht nur gelacht hatten, sondern es mir dann im Nachhinein auch noch erzählten. Als meine Mutter ihn daraufhin aufklärte, dass ich ja mittendrin gesessen hatte, schlug er sich fassungslos die Hände ins Gesicht und fragte meine ganze Familie, ob sie sich wenigstens dafür entschuldigt hätten.

Dieser Moment veränderte die ganze Stimmung im Raum.

Denn mein Neffe erfasste intuitiv die Situation und verstand, was mich verletzt hatte. Erst jetzt begriffen auch alle anderen.

17. STETTIN BEI NACHT

von Gunnar (26 J.) aus Berlin



Wochenende. Endlich. Vom Büro schnell nach Hause. Taschen geschnappt. Mann geschnappt. Auf zum Bahnhof. Ziel: Stettin. Von Berlin fahren wir bequem im Regionalzug ohne Umsteigen. Es ist unsere erste Reise in die Stadt, die früher Berlins Seehafen war. Die meisten Waren aus den nördlichen und östlichen Ländern Europas, bestimmt für die deutsche Hauptstadt, kamen per Schiff über die Ostsee nach Stettin. Heute heißt die Stadt Szczecin und ist eine polnische Stadt an der Grenze zu Deutschland.

Wir haben uns in einem einfachen, aber zentral gelegenen Hotel eingemietet und erkunden zu Fuß die Stadt. Wir gehen auch mal Hand in Hand, so wie wir das in Berlin auch öfter tun, ganz normal. Meinem Gatten war dennoch nicht ganz wohl dabei, weil bekannt ist, wie katholisch die polnische Bevölkerung ist und Homosexualität dort noch nicht die gleiche Akzeptanz findet. Also blieb es bei einem schnellen Kuss und einer unverfänglichen Berührung.

Abends suchten wir eine Bar mit schwulem Publikum auf, eine der wenigen in der Stadt. Es wurde sehr spät. Die Stimmung war gut. Es gab freie Getränke, denn die Bar schloss am folgenden Tag für immer. Schade. Wir verließen die Kneipe kurz nach Mitternacht mit zwei netten Polen, Tomasz und Piotr. Sie kamen extra für den Abend aus Danzig. Wir lachten noch viel und überlegten, eine weitere Bar in der Innenstadt von

Szczecin aufzusuchen. Piotr, der eine kleine Wohnung in der Stadt besaß, lud uns alle ein und wir feierten bei gutem polnischen Wodka noch zwei weitere Stunden. Piotr und Tomasz waren kein Paar. Piotr erzählte von seinem letzten Partner und wie schwer es für beide war, ihre Beziehung vor den Familien zu verbergen. Seine Mutter war streng gläubige Katholikin und von ihr wusste er, dass sie Homosexualität für eine Krankheit hielt und dass sie ihren eigenen Sohn deshalb verstoßen würde. Die Freundschaft hielt nicht lange, sie brachten die Kraft nicht auf, zu Ihrem Leben zu stehen. Mit dieser Geschichte im Kopf, die uns bedrückte und nicht losließ, verabschiedeten wir uns von den beiden. Wir hatten es nicht weit, vielleicht einen Kilometer durch die Stadt. Wir entschieden uns, den Weg zu Fuß zurückzulegen. Ein Taxi sparten wir uns. Auf einem größeren Platz vor einer Kirche kamen uns zwei jüngere Männer entgegen und da fiel es uns erst auf: wir gingen eng umschlungen. Sofort ließen wir einander los und ich wurde auch schon von einem der Männer laut angeschrien und angepöbelt. Ich wurde getreten und mir wurde die Brille aus dem Gesicht geschlagen. Ich war froh, dass der Schlag mich nicht direkt traf und hoffte, dass er nicht erneut zuschlug.

Nach dem ich meine Brille wieder aufgehoben hatte, sie war unbeschädigt geblieben, sah ich den zweiten

Mann, der seinen Kumpel zurückpfliff und ihm irgendetwas auf Polnisch zurief; irgendetwas schrie ich ihm auch ins Gesicht. So schnell wie sie eben noch vor uns standen, waren sie auch wieder verschwunden.

Mein Mann und ich nahmen uns in den Arm; ein Glück, dass nichts weiter passiert war. Schnell ins Hotel und ins Zimmer. Tür verriegeln. In Sicherheit. Am nächsten Morgen besuchten wir das Stettiner Schloss; jedoch hatten wir keine richtige Freude daran. Die Ereignisse am Vorabend waren unser ständiger Begleiter. Ich dachte immer wieder an den Typen mit seinen schnellen Tritten und Schlägen und immer wieder die Vorstellung, was wäre wenn einer von uns ernsthaft verletzt worden wäre. Als wir am Abend in unseren Zug zurück nach Berlin stiegen, ging es uns besser und wir freuten uns auf zu Hause. Stettin so schnell nicht wieder, schworen wir uns.

Zurück in Berlin sprachen wir noch oft von den Ereignissen. Bei unseren Freunden stießen wir auf offene Ohren. Sie stärkten uns dahingehend, dass wir weiterhin – auch in Polen Hand in Hand gehen sollten- und sie hörten uns zu. So konnten wir die Ereignisse besser verarbeiten. Wichtig war uns auch, dass wir Anzeige bei der Stettiner Polizei erstatteten, damit auch die Behörden von derartigen Vorgängen Kenntnis erlangte. Diese stellten das Verfahren allerdings ein paar Wochen später ohne Begründung ein.

18. „DENN SIE WISSEN NICHT, WAS SIE TUN“

von Willi (77 J.) aus Berlin



Mein Freund hieß Klaus. Er war 17 Jahre alt und Lehrling bei Karstadt in Lehe. Ich erinnere mich noch, wie ich ihn an einem späten Nachmittag im Frühjahr 1961 hinter dem Schaufenster sah und dabei beobachtete, wie er Auslagen platzierte und den Bereich dekorierte. Er hatte sich Sachen, die für die Schaufensterpuppen vorgesehen waren, teilweise selbst angezogen und tuckte damit hinter dem Fenster herum. Das faszinierte mich. Wir sahen uns zum ersten Mal. Ich war damals 19 Jahre alt und machte in dieser Zeit eine Ausbildung zum Koch an der Columbuskaje in Bremerhaven.

Ich wartete vor dem Geschäft, bis er Feierabend hatte. Wir wussten sofort, dass wir uns näher kennen lernen wollten. Also beschlossen wir, zusammen ins Aki-Kino zu gehen. Zu der Zeit wurden in einem solchen Kino rund um die Uhr Filme und Nachrichten gezeigt. Es kostete damals 1 D-Mark und wir konnten im Kino bleiben solange wir wollten. Wir sahen uns den Film „Denn sie wissen nicht, was sie tun“ mit James Dean an, gleich zwei Mal hintereinander. Bei dieser Gelegenheit konnten wir zusammensitzen und miteinander Kuschneln. Er war unheimlich nett und ich mochte ihn gleich.

Er berichtete mir, dass seine Mutter als Stewardess auf der ‚Bremen‘ arbeitete. Sein Vater war im Krieg gefallen, weshalb er mit seiner Mutter alleine wohnte. Sie hatten ein eigenes Häuschen in Lehe. Und weil die Mutter oft auf dem Schiff unterwegs war, war er viel alleine zu Hause. Also trafen wir uns viel bei ihm und unternah-

men auch eine Menge gemeinsam. Es war für uns eine sehr schöne Zeit. Für mich war das meine erste Beziehung und auch für ihn war ich sein erster Freund.

Wir waren gut ein Jahr lang zusammen, mussten aber ständig aufpassen. Denn unsere Beziehung und unsere Liebe waren damals verboten. Mir war bewusst, was passieren konnte. Trotzdem gab es in Bremerhaven bereits drei Kneipen, wo sich Schwule trafen. Sie hießen ‚bei Rudi‘, ‚Popogäns‘ und ‚bei Jutta‘. Jutta war für uns alle wie eine Mutter. In die Bars sind wir öfters zusammen hingegangen. ‚Bei Rudi‘ habe ich übrigens damals auch Siegfried und Roy kennen gelernt.

Dann hatte ich Klaus einen Liebesbrief geschrieben, weil ich arbeiten musste und ihn nicht sehen konnte. Und diesen Brief hatte dann seine Mutter gefunden. Danach wurde es richtig schlimm. Sie hat Anzeige bei der Polizei erstattet. Die Polizei hatte mich in Handschellen abgeführt und ich kam sofort ins Gefängnis. Besonders schlimm waren für mich die Verhöre, weil ich gezwungen wurde, vor fremden Leuten unser gesamtes Intimleben auszubreiten, alles bis ins Detail über uns erzählen musste. Mir ging es dabei richtig schlecht.

Drei Tage war ich in dem ersten Gefängnis. Was keiner wusste war, dass einer der Wärter an mir Interesse zeigte. Fürs Essen ließ ich ihn dann an mich ran. Danach ging es ins Gefängnis nach Stade, von dort nach Bremen, dann nach Otterndorf. In Gefängnisautos wurde ich von Gefängnis zu Gefängnis herumkutschiert. Insgesamt war ich etwa ein

halbes Jahr in der Jugendstrafanstalt. Ich muss sagen, dass mich diese Zeit sehr belastet hat.

Am 17. März 1962 hat mich meine Mutter aus dem Knast abgeholt. Zuerst wollte sie nicht, dann hat sie es doch gemacht. Mit meinem Vater habe ich nur noch wenig gesprochen. Er hat mir einmal gesagt: „Zwei eigene Soldaten von deiner Sorte habe ich an der Front erschießen müssen. Das war für mich kaum zu ertragen.“

Mein Großvater hatte Beziehungen spielen lassen, sodass ich innerhalb einer Woche meinen Reisepass und mein Seefahrtsbuch in der Hand hatte und mit der ‚Berlin‘ in See stechen konnte. Das war nicht selbstverständlich und für mich ein riesen Glück. Später wechselte ich als Koch auf die ‚Bremen‘, wo ich überraschenderweise Klaus‘ Mutter wiedersah, die auf dem Schiff ebenfalls arbeitete. Wir haben uns nur einmal gesprochen. Sie hat mir vorgeworfen, dass ich ihr gesamtes Leben kaputt gemacht habe. Offensichtlich hatte sie für Klaus klare Pläne, die jedoch nicht in Erfüllung gegangen sind. Das war die einzige Unterhaltung, die ich während der Fahrt mit ihr führen konnte. Wir sahen uns zwar, sie redete aber nicht mehr mit mir.

Klaus habe ich nie wieder gesehen, auch nicht bei meiner Gerichtsverhandlung. Die Mutter hatte darauf bestanden, dass mir ein Verbot erteilt worden war, dass ich mich ihm nie wieder nähern durfte. Später habe ich ihm mal einen Brief geschrieben, aber nie eine Antwort erhalten. Mein Brief hat ihn wahrscheinlich nie erreicht. Ich musste mich damit abfinden.

19. MEIN FREUND SETZTE MICH UNTER DRUCK, MEINE ANZEIGEN GEGEN IHN WIEDER ZURÜCKZUZIEHEN

von Karim (24 J.) aus Berlin

Ich bin 23 Jahre alt und komme aus Syrien. Ich bin mit meiner Familie aus dem Bürgerkrieg geflüchtet und gemeinsam leben wir seit 5 Jahren in Deutschland. Die deutsche Sprache habe ich schnell erlernt. Mittlerweile studiere ich an einer Fachhochschule und wohne in einem Studentenwohnheim.

Vor zwei Jahren habe ich meinen damals 24 Jahre alten Freund kennen gelernt. Auch er stammt aus einer arabischen Familie, ist jedoch hier in Deutschland geboren. Keiner aus unseren Familien weiß, dass wir schwul sind. Wir beide stammen aus größeren arabischen Familien. Ich muss fürchten, dass mir etwas passiert, falls sich das in unserer Verwandtschaft herumsprechen sollte. Wir mussten deshalb unsere Beziehung geheim halten. Unsere Familien wussten, dass wir uns kannten und befreundet waren, nicht jedoch wie weit unsere Freundschaft ging.

Nach etwa einem halben Jahr habe ich gemerkt, dass es zwischen uns nicht so läuft, wie ich mir das gewünscht habe. Ich begann mein Studium. Er hatte seine Ausbildung abgebrochen. Mein damaliger Freund klammerte, weshalb es zwischen uns immer wieder zum Streit kam. Dann wurde er mehrmals mir gegenüber handgreiflich. Schließlich wollte ich Schluss machen. Doch mein damaliger Freund ließ das nicht zu. Er wollte, dass ich bei ihm bleibe und die Beziehung mit ihm fortsetze. Er manipulierte mein Handy, verfolgte mich, wusste immer wo ich war, rief mich an, schickte mir ununterbrochen SMS, wurde wütend, wenn ich nicht sofort antwortete. Erneut erklärte ich ihm, dass zwischen uns Schluss sei.

An einem Abend im Februar verlangte er von mir, dass wir uns sehen müssten. Ich wollte ihn jedoch nicht treffen. Plötzlich stand er vor unserer Wohnungstür. Ich bat meine Mutter

und meinen Bruder zu sagen, dass ich nicht da sei. Doch er ließ nicht ab und erklärte, dass er wüsste, dass ich zu Hause sei und verlangte erneut, mich sehen zu wollen. Fast eine halbe Stunde lang belagerte er die Wohnungstür. Meine Mutter machte sich bereits Sorgen, dass sich Nachbarn im Haus gestört fühlen könnten. Der Auftritt meines Ex-Freundes nahm teilweise dramatische Züge an. Er weinte und wirkte verzweifelt. Schließlich konnte ich nicht mehr anders und ging vor die Tür, um mit ihm zu sprechen. Im Gespräch verlangte er von mir zu erklären, dass wir wieder zusammen seien. Er wollte mich nicht in die Wohnung zurück lassen, ohne dass ich ihm das zusagte. Ich sagte ‚Nein‘ und bat ihn, mich in Ruhe zu lassen. Dann drohte er mir, mich vor meiner Familie zu outen, drohte mir mit Gewalt und machte mir richtig Angst. Ich war völlig ratlos. Mein Bruder verständigte dann die Polizei.

Als die Polizei eintraf, war mein Ex-Freund wie ausgewechselt. Er behauptete, dass zwischen uns alles mittlerweile geklärt sei. Die Beamten wollten bereits gehen als ich ihnen jedoch signalisierte, dass gar nichts zwischen uns geklärt sei. Ich bat sie darum, meinen Ex-Freund wegzuschicken und uns in Ruhe zu lassen. Weil sich mein Ex-Freund gegenüber den Beamten unkooperativ verhielt, mussten sie ziemlich laut werden. Ich habe einem Beamten gesagt, dass ich Anzeige erstatten möchte, woraufhin mir ein Polizist mitteilte, dass ich das per Internetwache tun sollte. Das tat ich umgehend. In der Anzeige habe ich auch geschrieben, dass wir eine Beziehung hatten.

Zwei Tage später machte ich mich mit einem guten Bekannten auf den Weg zu einem Club, um mich abzulenken und weitere Freunde zu treffen. Als wir von der U-Bahn kamen und die Straße entlang gingen, stürzte plötzlich mein Ex-Freund auf mich zu. Er hatte zwischen parkenden Autos gelauert und mich hier abgepasst. Ich hatte panische Angst. Er ergriff mich an den Hüften und warf mich gegen eine steinerne Hauswand. Ich schlug mit dem Kopf gegen die Mauer, fiel hin und war von den Schmerzen ganz benommen. Durch die Schreie meines Bekannten wurden Leute aufmerksam und verständigten die Polizei.

Als die Polizeibeamten kamen fragten sie mich, ob sie einen Krankenwagen rufen sollen. Mir ging es wirklich schlecht und mein Kopf tat weh. Doch ich wollte nur weg. Zuvor erstattete ich erneut Anzeige gegen meinen Ex-Freund. Ich fuhr dann zu meinem besten

Freund, weil ich in diesem Zustand nicht nach Hause fahren konnte.

Es war jedoch immer noch nicht vorbei. Mein Ex-Freund setzte mich derart unter Druck, dass ich beide Anzeigen gegen ihn wieder zurückzog und mich bereit erklärte, wieder mit ihm zusammen zu sein. Doch damit verschaffte ich mir gleichzeitig auch Zeit. Nach einer weiteren Körperverletzung flüchtete ich zu meinem besten Freund, wo ich mich versteckte. Ich informierte die Verwaltung des Studentenwohnheims und bat um eine neue Wohnung, weil mein Ex-Freund die alte Adresse kannte. Das dauerte eine Weile, bis ich eine neue Wohnung zugewiesen bekam. Ich wandte mich zwischenzeitlich an MANEO, wechselte mein Handy, führte Gespräche mit der Polizei und beantragte eine Verfügung nach dem Gewaltschutzgesetz.

Ich muss jedoch gestehen, dass ich große Angst hatte, meinen Ex-Freund mit dieser Verfügung weiter zu reizen. Denn meinem Ex-Freund traue ich zu, dass er mir noch schlimmere Gewalt antut. Ich will einfach nur, dass er mich in Ruhe lässt. Wichtig für mich waren alle Informationen, die ich bekam und die mir halfen zu verstehen, was ich tun konnte, um mich zu wehren. Dann schaltete sich eine deutsche Verwandte meines Ex-Freundes ein, die Kontakt zu mir aufnahm und über die ich mit meinem Ex-Freund kommunizierte. Ihr gegenüber hatte er sich als ‚bisexuell‘ geoutet und sie half bei der Vermittlung, ohne dass andere aus seiner Familie davon etwas mitbekamen. Sie hat dafür gesorgt, dass er mich in Ruhe lässt.

Bis jetzt habe ich auch diese Ruhe.

20. ICH WUSSTE

NICHT MEHR WEITER

von Mustafa (21 J.) aus Berlin



Mir fällt es nicht leicht, diesen Text zu schreiben. Denn, was passiert ist, geht mir noch immer nah.

Ich bin 21 Jahre und in Deutschland geboren. Meine Eltern kommen aus einem arabischen Land. Zusammen mit meinen Eltern und drei weiteren Geschwistern wohne ich in einer Vier-Zimmer Wohnung. Viel Platz ist nicht. Mit meinen beiden Brüdern teile ich mir ein Zimmer.

Niemand aus meiner Familie weiß, dass ich schwul bin. Das ist so auch besser. Umso mehr muss ich zu Hause aufpassen. Einen Tisch oder einen Schrank für mich allein habe ich nicht. Privatsphäre ist zu Hause für mich nicht möglich.

Vor einem guten Jahr habe ich meinen gleichaltrigen Freund kennen gelernt. Erst nach und nach bekam ich mit, dass er mich für seine kleinkriminellen Geschäfte ausnutzte. Auf meine Nachfragen beruhigte er mich und sagte mir, dass ich ihm vertrauen solle – weil man das eben in einer Beziehung müsse – und dass er sich um seine Angelegenheiten kümmere und diese klären werde.

Viel zu spät begriff ich, was er da mit meiner Kreditkartennummer oder der Kopie meines Personalausweises anstellte. Plötzlich beschwerten sich Käufer über Ebay bei mir, dass ihnen die Ware nicht geschickt oder Rechnungen nicht bezahlt wurden. Dann war mein Konto überzogen. Ich war bemüht, alles zu klären, vor allem auch um meine eigene Ausbildung, die ich gerade machte, nicht zu gefährden.

Ich erkannte, dass ich viel zu lange gewartet habe, nicht sofort einen Schlussstrich unter unserer Beziehung gezogen habe. Doch, es war auch gar nicht so leicht, weil ich mich in einem Abhängigkeitsverhältnis wiederfand: ich konnte weder meiner Familie noch Freunden sagen, dass ich schwul bin, niemandem von meinem Partner erzählen, der mich

in Probleme hineingeritten hat und mich unter Druck setzte, mich gegenüber meiner Familie zu verraten.

Ich benutze Ausreden meinen Eltern gegenüber, wenn ich Zeit mit meinem Freund verbringen wollte und auch wenn es darum ging, dass ich von meinem Ausbildungsgehalt kaum etwas an meine Eltern abgeben konnte, weil ich das Geld komplett für die Abbezahlung der Schulden, in die mich mein Freund hingerissen hatte, benötigte.

An einem Nachmittag, als ich meinen Freund in seiner Wohnung besuchte, kam es zwischen uns zum Streit. Zwischen uns lief es schon lange nicht mehr gut. Er wollte mit mir in den Urlaub fliegen, doch ich wollte nicht mehr. Er wurde wütend und aggressiv, kniff mich am ganzen Körper, was ziemlich weh tat. Ich drehte mich weg und wollte mich schützen. Plötzlich schlug er auf mich ein. Ich schaffte es, ihn von mir weg zu stoßen, doch er griff mich erneut an, umklammerte mich und griff mir dabei heftig in die Genitalien, was sehr schmerzte. Wieder versuchte ich ihn von mir abzuschütteln. Plötzlich griff er zu einem Schraubenzieher, der auf dem Boden lag, weil er die Wohnung gerade renovierte. Er stach auf mich ein, vielleicht zehn Mal, immer wieder. Ich trug mehrere blutende Verletzungen davon, Einstiche ins Bein, ins Gesäß, in beide Oberarme. Zum Glück hatte ich einen dicken Pullover an, so dass die Einstiche nicht so tief ins Fleisch eingedrungen waren. Dann griff er nach einem Türgriff, der auf dem Boden lag, und schlug damit auf mich ein, mehrfach auf den Kopf. Folge war eine Platzwunde am Hinterkopf, die stark blutete.

Ich schaffte es aus der Wohnung, rannte auf die Straße zu meinem Auto. Als ich die Tür hinter mir zuschlug, fühlte ich mich sicher. Dann spürte ich die Schmerzen

von den Einstichen an meinen Armen, die Schmerzen am Kopf. Ich musste das Blut stillen, das herunter lief. Mein Körper schmerzte so sehr, dass ich mit meinem eigenen Auto nicht wegfahren konnte.

Dann bekam ich plötzlich Panik. Ich wusste, wenn ich meinen Freund in diesem Moment verlassen hätte, hätte er mich gegenüber meiner Familie verraten – mich geoutet. Angedroht hatte er es mehrfach. Ich kann nicht beschreiben, was mir alles durch den Kopf gegangen ist. Denn, wenn meine Familie herausbekäme, dass ich schwul bin, würde mich mein Vater sofort vor die Tür setzen und mein Bruder, das traue ich ihm durchaus zu, würde mich bei irgendeiner Gelegenheit töten, eben um die Scham, die mein Vater dadurch erleidet, zu tilgen. Ich sah keinen Ausweg, wusste nicht mehr weiter.

Deshalb ging ich wieder zurück zu ihm, zurück in die Wohnung meines Freundes. Er hatte sich wieder beruhigt. Er drängte mich, mit ihm sofort ins nächste Krankenhaus zu fahren und den Ärzten eine Lügengeschichte zu erzählen, wie die Verletzungen zustande gekommen waren. Wir fuhren mit einem Taxi ins Krankenhaus. Die Wunden wurden versorgt. Danach fuhr ich nach Hause, erfand eine weitere Geschichte, um gegenüber meiner Familie keinen Verdacht aufkommen zu lassen.

Es dauerte noch eine Weile, bis ich mich von meinem Freund trennen konnte, d.h. eigentlich kam mir zu Hilfe, dass er einen neuen Freund fand und ich so von ihm weg kam.

Diese Beziehung und die Machenschaften meines Ex-Freundes – auch die Ausweglosigkeit – haben dazu geführt, dass ich mehrfach angezeigt worden war, dass mir schließlich sogar meine Ausbildungsstelle gekündigt wurde. Erst dann wurde mir bewusst, dass ich Hilfe brauche. So fand ich den Weg zu MANEO.

21. ES IST NOCH

NICHT VORBEI

von Arian (24 J.)



Das ganze beschäftigt mich noch immer. Es ist noch nicht vorbei, auch wenn ich jetzt in einer großen Stadt wohne, entfernt von meiner Heimatstadt, einer Kleinstadt, wo ich geboren und aufgewachsen bin. Meine Familie weiß nicht, wo ich mich aufhalte. Es ist besser so, weil das letzte Mal, als meine Mutter herausbekommen hatte, wo ich mich aufhielt, sie mir nachgestellt, mich regelrecht gestalked, Kollegen meiner Arbeitsstelle und mich völlig durcheinander gebracht hatte. Jetzt rufe ich von einer anonymen Nummer ab und zu bei meinen Eltern an, mehr auch nicht. So verkrafte ich ihre anhaltenden Vorwürfe besser, dass ich heiraten, endlich wieder „normal“ werden soll.

Anfangs hatten mich ihre Erwartungen belastet, und das Versteckspiel, als ich 16 Jahre alt war und bemerkte, dass mich Männer interessieren, ich erste sexuelle Erfahrungen mit ihnen sammelte, erkannte, dass ich schwul bin, und gleichzeitig meinen Eltern, vor allem meiner Mutter gegenüber, ständig vorlügen musste, dass ich eine Freundin hatte. Eine ‚Alibi-Freundin‘ hatte ich immer zur Hand. Schwieriger wurde für mich meine Situation, als ich 18 Jahre alt wurde und von Familienmitgliedern gefragt wurde, wann ich endlich heiraten würde.

Was mir geholfen hat war, dass mich meine Eltern früh zur Selbständigkeit erzogen hatten. Ich lernte früh, dass ich mich um meine eigenen Angelegenheiten kümmern musste, wenn ich etwas aus meinem Leben machen wollte. Meine Eltern, die aus Albanien stammen, besit-

zen keine höhere Schulausbildung. Sie waren stolz, dass ich, der Erstgeborene Sohn von fünf Kindern, das Fachabitur schaffte.

Meinen ersten festen Freund lernte ich nach meinem Schulabschluss während meiner Ausbildungszeit mit 20 Jahren kennen. Das Versteckspiel dauerte noch an. Schließlich verständigte ich mich mit meinem Freund, der auch noch nicht geoutet war, dass er sich zuerst gegenüber seiner Familie outete. Er hatte keine Probleme, wurde von seiner Familie voll akzeptiert. Dann war ich an der Reihe, so hatten wir uns abgesprochen. Kurz davor hatte ich ein paar Tage bei meinem Freund geschlafen und war nicht nach Hause gekommen. Meine Mutter verlangte Erklärungen, warum ich nicht zu Hause gewesen war, sagte, dass sie mich immer lieben werde, was immer auch passiere. So erzählte ich ihr schließlich, dass ich schwul bin. Dann lief alles aus dem Ruder. Meine Mutter rastete aus, schrie mich an, zerriss die Kette, die ich ihr geschenkt und die sie seit diesem Tag immer getragen hatte, wünschte mir den Tod, der besser sei, als auf diese Weise die Ehre der Familie zu beschmutzen. Meine Schwester, die einzige aus der Familie, der ich mich zuvor anvertraut und die mir ihre Unterstützung zugesagt hatte, wandte mir auf einmal den Rücken zu. Meine Familie warf mich kurzerhand aus der Wohnung. Für mich war das ein Schock, weil meine Familie mit einem Schlag nicht mehr der Ort war, an dem ich mich zu Hause fühlte.

Ich konnte bei meinem Freund einziehen und bekam sowohl von seiner

Familie als auch von meinen Freunden und meinen Arbeitskollegen großartige Unterstützung, vor allem von meiner besten Freundin und ihrer Mutter, die mir wenig später anbot, mich zu adoptieren. So nahm ich ihren Familiennamen an. Ich hatte für eine Weile Ruhe, bis meine Mutter begann, mir nachzustellen, mich zu bedrängen, mein Leben durcheinander brachte. Wir mussten einen Rechtsanwalt einschalten, der in vielen Schreiben meiner Mutter erklärte, dass sie sich strafbar machte und mich in Ruhe lassen musste. Und ich brauchte Ruhe, um meine Ausbildung zu beenden, mein Leben selbstbestimmt weiter planen zu können.

Zu keiner Zeit hatte ich Angst, dass mir meine Familie oder Verwandte etwas antun könnten, obwohl es darum ging, dass ich als schwarzes Schaf die Familienehre beschmutzte. Diese Vorstellung ist nicht angenehm, wirklich nicht, auch wenn ich meinte, dass ich nun mein Leben als schwuler Mann endlich leben konnte. Das Gefühl, dass ich dafür verantwortlich sei, die Familie entehrt zu haben, hat mich lange Zeit nicht losgelassen, lässt mich noch immer nicht ganz los. Es dauert. Wunderbare Gespräche mit Freunden und neuen Bekannten, die ich kennen gelernt habe, haben auf jeden Fall dazu beigetragen, mich nicht mehr länger als schwarzes Schaf zu fühlen. Ich sehe mich jetzt als das ‚rosa Schaaf‘. Ich bringe Farbe in das Leben von Menschen, die nur schwarz und weiß sehen können. Diese Vorstellung gibt mir Kraft.

22. NICHT NOCH MEHR STRESS.

von Luka (16 J.) aus Berlin

Bei meinen engsten Freunden war ich geoutet, nur nicht an meiner Schule – bis Ende letzten Jahres. Es passierte bei einem Kennlernessen, zu der unsere ganze Stufe eingeladen war. Ich saß mit vier Personen an einem Tisch, darunter eine gute Freundin. Sie erzählte dann, dass sie lesbisch ist und eine Freundin hat. Als ich dann erwähnte, dass ich auch einen Freund habe, hat sie völlig überrascht gerufen: „Wie, Du bist auch schwul?“. Das haben die anderen mitbekommen. Nach diesem Tag wusste unsere ganze Schule, dass ich schwul bin. Das hat mich aber nicht gestört, weil wir nun

beide an unserer Schule out waren, sie lesbisch und ich schwul.

Gegenüber meinen Eltern war ich bereits mit etwa dreizehn geoutet. Sie haben es in einem Gespräch herausgefunden, als sie mit mir über das Thema Pornografie sprechen wollten. Sie dachten, ich hätte bereits eine Freundin. Dabei erzählte ich ihnen, dass ich nicht auf Mädchen stehe, sondern auf Jungs. Ich musste dabei viel weinen, weil es mir unangenehm war, und weil ich nicht wusste, wie meine Eltern damit umgehen würden. Ich hatte einfach Angst, Angst davor, den Erwartungen meiner Eltern

nicht zu entsprechen. Ich muss dazu sagen, dass meine Eltern in Kroatien geboren sind, wo auch schon Leute deswegen umgebracht worden sind. Meine Mutter hat auch geweint. Sie ist sehr religiös und sie brauchte Zeit. Wenig später hat sie mir dann gesagt, dass sie mich voll akzeptiert – so wie ich bin. Danach war alles wieder gut – für mich auch ein befreiendes Gefühl. Etwa ein Jahr später habe ich es meinem jüngeren Bruder erzählt. Er wusste es bereits. Woher, weiß ich nicht. Ihm war das völlig egal.

Erste Kontakte zu anderen Schwulen habe ich über das Internet ge-

funden, über Chat-Portale, die als LGBT-Gruppen ausgewiesen waren. Wir haben uns über Themen ausgetauscht, die uns als Schwule interessierten, also beispielsweise über Personen aus Fernsehsendungen, die wir süß fanden und auf die wir standen. In diesen Gruppen habe ich mich sehr wohl gefühlt. Das ist ganz anders als darüber mit Personen zu sprechen, die hetero sind und das nicht verstehen.

Vor einem Jahr habe ich dann meinen jetzigen Freund kennen gelernt. Er ist 21 Jahre alt. Unsere Eltern unterstützen unsere Beziehung. Ich schlafe an manchen Wochenenden bei meinem Freund, der noch bei seiner Familie wohnt. Und mit meiner Familie sind wir auch schon gemeinsam verreist.

Nach meinem Outing an unserer Schule folgten bereits am nächsten Tag erste Beleidigungen wie „Schwuchtel“, die mir Jungs in der Pause auf dem Treppenflur zuriefen, auch auf Türkisch. Zuerst wusste ich nicht, was es heißt, bis ich eine Freundin fragte, die Türkisch spricht und mir das Wort übersetzte. Unter den Personen war niemand aus meiner Klasse. Es waren Mitschüler aus anderen Klassen. Es passierte immer dort, wo viel Getümmel war und ich die Personen nicht gleich entdecken konnte. Fast jeden Tag hörte ich das Wort „Schwuchtel“, über

zwei, drei Monate lang. Ich habe die Beschimpfungen ignoriert. Ich kannte solche Beleidigungen bereits als Kommentare aus dem Internet. Sie standen manchmal auch unter meinem Profil, von irgendwelchen Leuten, einfach so. Es hat mich schon verletzt, aber ich wollte keinen weiteren Stress, die Vorfälle nicht an die große Glocke hängen, auch um Schlimmeres zu verhindern. Mein jüngerer Bruder war ja auch noch an der Schule und ich wollte nicht, dass ihm etwas passiert. Also habe ich wegen der Beleidigungen an der Schule nichts unternommen. Erst nach einer Weile habe ich darüber mit meinem Freund gesprochen. Er wollte gleich mitkommen, um das zu unterbinden. Doch das wäre mir unangenehm gewesen, hätte vielleicht noch mehr Probleme geschaffen.

Die Beleidigungen hörten nicht auf. Sie kamen immer wieder aus einer bestimmten Personengruppe. Dann wurde ich von einem aus dieser Gruppe auf der Schultreppe heftig geschubst. Hätte mich nicht jemand festgehalten, hätte ich mich durch den Sturz verletzen können. Ab diesem Punkt war auch für mich klar, dass die Situation an unserer Schule zu eskalieren drohte. Ich sprach darüber mit meinem Klassenlehrer und eine Mitschülerin, die alles gesehen hatte, berichtete den Vorfall un-

serer Schulsozialarbeiterin. Dann stellte sich heraus, dass sie auch bereits meinen jüngeren Bruder seit einiger Zeit beleidigt und auch bedroht hatten. Ich hatte meinem Bruder von den Vorfällen nichts erzählt, um ihn nicht zu belasten und umgekehrt war es genauso. Mein Bruder hat mir später erzählt, dass ihm die Vorfälle weh getan haben. Aber er hat nichts erzählt, um mich nicht zu beunruhigen. Darin sind wir uns ähnlich.

Nachdem die Schulleitung unsere Eltern in Kenntnis gesetzt und klärende Gespräche mit den verantwortlichen Schülern und deren Eltern geführt worden waren, war wieder Ruhe. Alle an der Schule wussten jetzt Bescheid. Es war ein gutes Gefühl zu erleben, dass mit den verantwortlichen Schülern ernst gesprochen worden war, und wie sich alle aus der Schule eingesetzt und solidarisiert haben. Das war ein gutes Signal.

Andere Vorfälle habe ich zum Glück noch nicht erlebt. Wenn ich mit meinem Freund zusammen bin, dann gehe ich mit ihm gerne Hand-in-Hand auf der Straße. Mein Freund ist da etwas vorsichtiger, gerade wenn wir Gruppen von jungen Männern sehen, denen wir entgegen laufen. Dann lässt er die Hand los. Ich weiß, dass er es gut meint und mich damit schützen will.

23. HOMOPHOBIE

TUT HÖLLISCH WEH

von Franziska (31 J.) aus Berlin

Es gibt nicht viele Orte auf der Welt, wo es stinknormal ist, mit seiner Partnerin und der gemeinsamen Tochter im Spätsommer Hand in Hand nach Hause zu laufen. Berlin ist einer von ihnen. Weil wir hier frei sind von Blicken und Kommentaren, zogen wir aus Paris extra her, vor acht Jahren war das, ohne Kind und ohne Plan. Auf der Suche nach einem friedlichen Leben, in einer Stadt, wo unsere Homosexualität nicht nur akzeptiert wird, sondern wo sie schlicht keine Rolle spielt. Wir sind Franziska* und Anna. Punkt, aus, finito. Seit fünf Jahren haben wir eine Tochter, Emma. Sie wurde in diese Selbstverständlichkeit hineingeboren und suhlt sich in der Gewissheit, dass das Leben schön ist.

Ein Abend im September vergangenen Jahres. Es ist noch sehr warm,

als der Bus gegen 20 Uhr auf der Beusselbrücke ankommt, wir sammeln unsere Sachen zusammen und steigen aus. Dabei werde ich von hinten von einem Typen angerempelt, der es anscheinend eilig hat, er drängelt sich unachtsam durch. Draußen bleibt er mitten im Weg vor uns stehen und fummelt an seinen Kopfhörern herum. Als ich an ihm vorbeigehe, schaue ich ihn an und sage, er möge sich bitte etwas beruhigen. Er steht immer noch da und antwortet mir nicht. Egal. Wir gehen weiter, entzückt von dem schönen Sonnenuntergang.

Ich merke, dass der Typ uns auf den Fersen ist. Er murmelt etwas, dann wird er lauter „I wanna fuck you both, I wanna fuck you two“ mehrmals hintereinander. Emma merkt davon nix, sie ist als Großstadtkind daran gewöhnt: Wildfrem-

de Leute sind manchmal merkwürdig, aber einer echten Berlinerin ist das ja schietejal.

Im Gegensatz zu ihr verstehen Anna und ich sofort, was los ist. Als lesbisches Paar sind wir für viele Männer ein Lustobjekt im Doppelpack. Wir werden angebaggert, als hätten wir ein Schild über dem Kopf, auf dem steht: „Wir sind eigentlich gar nicht lesbisch, wir wollen euch doch nur heiß machen!“

Ich drehe mich plötzlich zu ihm um, stehe direkt vor ihm. Ich sage nichts, sondern schaue ihm böse in die Augen. Daraufhin fragt er: „You wanna fuck?“ und schlägt mir mit der Faust voll ins Gesicht. Es dauert einen Bruchteil einer Sekunde, mir tut die Nase höllisch weh. Anna stellt sich vor mich, und ehe sie irgendwas unternehmen kann,

schlägt er ihr ebenfalls ins Gesicht, gleich zweimal. Die Wucht lässt sie einen großen Schritt nach hinten taumeln, was Emma nach hinten schubst. Sie landet auf dem Fahrradweg und heult. Vor Schmerz oder vor Schreck, wahrscheinlich beides.

Ich bin wieder bei mir und schreie den Typen laut an, ich würde nun die Polizei rufen. Ich halte mein Handy hoch, als wäre es ein Zauberstab. Er geht rückwärts, dreht sich um und wird immer schneller, läuft zurück in Richtung Bushaltestelle. Ich laufe hinterher, immer noch mit dem Handy winkend, aber als er schließlich anfängt zu rennen, versuche ich nur noch, ein Foto von ihm zu machen.

Ich renne zurück zu meinen Damen, beide weinen und ich jetzt auch. Der Typ ist zwar weg, aber er hat es geschafft, in nicht mal fünf Minuten all das ins Wanken zu bringen, was wir bisher als solide empfunden haben. Wir wurden vor den Augen unserer Tochter von einem Mann angegriffen.

Wir teilen uns auf, Anna bleibt auf der Brücke und ruft die Poli-

zei, ich gehe mit dem Kind nach Hause. Auf dem Weg beruhigt sie sich ziemlich schnell und legt los: Tausend Fragen, die ich nun beantworten muss, obwohl ich sie eigentlich selbst gerne jemandem stellen würde. Wer war das? Warum hat er das getan? Hat er nicht gesehen, dass ein Kind dabei ist? Warum haut er euch, obwohl er uns gar nicht kennt?

Lesben haben zwei verwundbare Eigenschaften: Sie sind Frauen und sie sind homosexuell. Sie werden also aus zwei Gründen von Menschen missachtet. Diese doppelte Verwundbarkeit ist da, egal wo in Europa, auf der Welt, sie zieht mit und gehört quasi zur Familie.

Die Polizei ist binnen Minuten vor Ort, die Jungs sind hochmotiviert, den Typen zu schnappen. Sie bitten Anna in den Streifenwagen und durchkämmen die Straßen von Moabit. Leider vergeblich.

Hinterher fragen wir uns: Warum haben die anderen Leute an der Bushaltestelle nicht geholfen? Es fahren drei Busse und die Ringbahn an dieser Station,

da waren mindestens 15 Leute. Keiner hat sich erkundigt, ob es uns gut geht, keiner hat Fotos gemacht, keiner hat die Polizei gerufen. Nichts.

Die BVG will die Videoaufnahmen von unserem Bus zur Verfügung stellen, zieht dann aber aus Versehen die falschen Bilder raus. Die relevanten Aufnahmen werden gemäß Datenschutz gelöscht. Das Ermittlungsverfahren gegen unbekannt wird schließlich eingestellt.

Die Straftat lautet Körperverletzung. Dass wir lesbisch sind, wird nirgends erwähnt, obwohl wir es gesagt haben, obwohl klar ist, dass wir die Eltern des Kindes sind. Trotzdem wird nicht aufgenommen, dass es eine homophobe Straftat war.

Wir wollten doch eigentlich, dass wir nicht als Lesben gesehen werden, sondern einfach nur als das, was wir sind, als Franziska, Anna und Emma. Aber um „wir“ sein zu können, brauchen wir immer noch besonderen Schutz, egal wo. Homophobie ist noch da, sie ist real und sie tut höllisch weh. Auch im hippen Berlin, oui Madame.

24. ALLEINGELASSEN

IM VOLLBESETZTEN BUS

von Franziska (31 J.)



Ich fuhr in einem Bus und wurde plötzlich auf einen älteren Mann aufmerksam. Er war 50 plus, hatte graues, schmutziges und zottliges, schulterlanges Haar und eine schlanke, Statur. Er trug einen dunkelblauen Pullover und war eher zu dünn für die kühle Temperatur im Winter gekleidet. Dabei hatte er zwei Plastiktüten gefüllt mit irgendwelchen Lebensmitteln. Wir fuhren gerade am Willi-Brand-Haus vorbeifuh, als ich sein lautes Reden durch meine Ohrenstöpsel vernahm, durch die ich gerade Musik hörte. Ich hörte jetzt genauer hin und erfassete Wortfetzen wie „Kommunisten“, „Schwule“, „Sexprogramm“, „Stock im Arsch“. Ich ahnte bereits, dass hier etwas Ungutes vor sich ging und nahm deshalb die Ohrhörer ab.

Er sprach weiter in Wortfetzen, wie aus einem wirren Gedankenstrom: „Kommunisten und Schwule“, „die SPD erarbeite ein Programm, für Sex mit Stock im Arsch“ etc. Das alles klang wie eine diffuse Verschwörung. Ich forderte den Mann auf, nun den Mund zu halten und aufzuhören, so einen homophoben Unsinn zu verbreiten. Dabei erhob ich meine Stimme leicht, damit er mich hören konnte. Ich hoffte, dass damit die Angelegenheit erledigt sei und der Mann Ruhe geben würde. Doch dem war nicht so. Der Mann hatte nun mich als Zielscheibe entdeckt und griff mich direkt und persönlich verbal an. Er sagte, ich solle mir Schokolade in die Vagina schieben, hätte wohl nicht genug Sex, er würde mir Schokolade geben. Ich verstand, wofür die „Schokolade“ stand, nämlich als Metapher für den Penis, und was er mir androhte, nämlich eine Vergewal-

tigung. Weil ich mein Telefon in der Hand hielt, über das ich Musik gehört hatte, versuchte ich dann unauffällig ein Foto von ihm zu machen. Doch er bemerkte, was ich tat und sagte zu mir, ich könne mir mein Handy „auch noch reinschieben“ ... Dann fing er auf einmal an zu kreischen. Er warf sich nach vorn und beugte sich über. Eine junge Frau neben mir kreischte vor Schreck auf. Meine Hände zitterten vor Angst. Ich rief jetzt die Polizei über 110 und erklärte am Telefon, was sich gerade im Bus zutrug. Der Polizist erklärte mir, dass ich den Busfahrer informieren soll. Er soll anhalten, bis der Streifenwagen vor Ort ist. Sie würden jetzt einen Wagen schicken.

Ich ging sogleich zum Busfahrer nach vorne. Er zeigte sich von dieser Unterbrechung gar nicht begeistert und war deshalb wenig hilfreich. Er verzögerte zwar die Fahrt, indem er an der Bushaltestelle am Abgeordnetenhaus die Fahrt kurz unterbrach. Er nahm mit seiner Dienststelle über Funk Kontakt auf und informierte mich kurz darauf, dass er weiter fahren müsse. Er sagte dann zu mir, dass ich mit dem Typen aussteigen und auf der Straße auf die Polizei warten solle. Ich weigerte mich auszusteigen, denn auf keinen Fall wollte ich mit diesem Mann, der mir unberechenbar erschien, alleine auf der Straße stehen. Ich war über diese Äußerungen geradezu entsetzt.

Ich hörte bereits Polizeisirenen als der Bus weiterfuhr. Am Potsdamer Platz holte uns der Streifenwagen ein und stoppte den Bus. Zwei weitere Streifenwagen kamen hinzu. Ich zeigte den Beamten, welcher Mann mich beleidigt hatte. Er wurde

dann aus dem Bus geführt. Als nächstes beschimpfte er die Beamten und mich abwechselnd. Der Mann schrie etwas wie Lesben-Schlampe, Nazi-Schlampe, Denunziantin, und dass er mich nicht heiraten wolle. Immer wieder schrie er, er wolle mich nicht heiraten, und mehrmals etwas von Vagina, und ob „die“, womit er mich meinte, mehr Rechte hätte als er, und dass er sich ungerecht behandelt fühle. Das alles klang wirr und unzusammenhängend. Immer wieder beleidigte er mich und die Polizisten. Als er die Beamten auch noch schlagen wollte, legten sie ihm kurzerhand Handschellen an.

Ein Polizist kam zu mir und lies sich nochmal alles von mir in Ruhe erklären, was passiert und gesagt wurde. Ich schilderte ihm, woran ich mich in der Aufregung erinnern konnte. Ein anderer Beamter erklärte mir, der Mann habe offensichtlich eine dissoziative Störung, und fragte, ob ich wirklich eine Anzeige machen wolle? Er würde in die Psychiatrie eingewiesen, wo er Hilfe bekäme. Eine Anzeige würde dem Mann nicht helfen.

Das Erlebnis geht mir bis heute nach, die Ereignisse im Bus, der Schrecken, die Unberechenbarkeit des Mannes, die erlebten sexuellen Beleidigungen und die konkrete Bedrohungssituation, die fehlenden Reaktionen der Mitfahrenden, keine Hilfe und Unterstützung, die Reaktion des BVG-Fahrers und die der Polizeibeamten. Keiner hatte sich bis dahin erkundigt, wie es eigentlich mir ging. So wurde ich verabschiedet und ging bewegt, verwirrt und durcheinander weiter.

25. ICH HABE SEIT DEM

ÜBERFALL KEIN ZUHAUSE MEHR

von Marcel (35 J.)

Mein Zuhause ist nicht mehr das, was es einmal war. Seit dem ich nach Berlin gezogen bin versuche ich mir ein eigenes Zuhause aufzubauen. Meine Kindheit und Jugend waren nicht einfach, von zahlreichen familiären Ereignissen begleitet. Deshalb ist mir meine Wohnung so wichtig. Doch seit dem Überfall im Mai finde ich hier keine Ruhe mehr, die ich für mich brauche, nicht mehr den gewohnten Rückzugsort.

An einem Samstagabend im Mai kam ich von einem Treffen mit einem Freund, den ich im Volkspark Hasenheide getroffen hatte. Es war das erste persönliche Treffen mit einer mir wichtigen, vertrauten Person in dem Corona-Lockdown. Ich wollte mit meinem Fahrrad dorthin fahren, doch irgendein gedankenloser Mensch hatte sein Rad an meins angeschlossen. Deshalb bin

ich zu Fuß unterwegs gewesen. Es war an dem Abend warm, deshalb trug ich ein Tanktop, kurze Hosen und meine bunte Tasche mit mir. Mir ist es egal, ob ich dadurch als schwuler Mann sichtbar werde. Ich bin, was ich bin.

Gegen 22:30 Uhr lief ich vom U-Bahnhof aus kommend durch eine nur schwach beleuchtete Straße. Sie macht dann eine Biege nach links. Das ist eine besonders dunkle Ecke, die nachts auch für meine Nachbarn unangenehm ist.

Hier bemerkte ich drei Jugendliche, die mir plötzlich etwas laut und in einer fremden Sprache zuriefen. Die Jugendlichen hatte ich schon einmal in der Nachbarschaft gesehen, weil sie unangenehm und aggressiv auffielen und Stress verbreiteten. Einer rief mir dann zu: „Arschloch“ und andere Schimpfwörter. Ich drehte

mich kurz um und entgegnete, dass sich solche Ausdrücke nicht gehören, und dass er das sein lassen soll. Daraufhin beschimpfte er mich als „Hurensohn“ und sagte „Ich fickte deine Mutter“, lästerte über meine „schwule Tasche“ und kam auf mich zu, gefolgt von den anderen beiden. Er rief: „Komm, kämpfe doch wie ein Mann“ und beleidigte mich weiter. Die Situation wurde jetzt so bedrohlich, dass ich mein Handy zog und erklärte, dass sie mich in Ruhe lassen sollten, und dass ich sonst Aufnahmen für die Polizei machen würde. Ich vernahm Mädchenstimmen, die den drei Jugendlichen zuriefen, dass sie damit aufhören und mich in Ruhe lassen sollten. Doch die Jungs gerieten immer weiter in Fahrt. Während ich mich zu meiner nahegelegenen Hauseingangstür zurückziehen wollte, schlug mir

einer das Handy aus der Hand, ein anderer schubste mich. Ich bemerkte dann plötzlich einen Pulk von etwa 20 weiteren Jugendlichen, die auf mich zu kamen und umzingelten. Einer davon hatte eine etwa 1,5 Meter lange Eisenstange in der Hand, die er sich aus dem Material eines Baugerüsts herausgezogen hatte, das vor einem Haus stand. Er schlug mit der Eisenstange nach mir. Ich konnte ausweichen und rannte zu meiner Haustür. Doch dort trafen mich dann die Schläge mit der Eisenstange. Einer zerrte an meiner Tasche, in der ich mein Geld und meine Papiere hatte. Dann bemerkte ich meine Nachbarin aus dem ersten Stock, die mir entgegen kam und rief, dass sie die Polizei verständigt hatte. Die Angreifer zogen sich daraufhin zurück.

Ich zitterte an meinem ganzen Körper. Mir war übel vor Schmerzen. Schläge mit der Eisenstange hatten mich am Oberschenkel, an den Rippen und am Arm getroffen. Ich hatte diverse Prellungen und Kratzspuren am Körper sowie einen gebrochenen Mittelhandknochen erlitten. Zwei Mädchen kamen in den Flur und fragten, wie es mir ginge. Ich rief ihnen zu, was das für eine blöde Frage wäre und sie doch selbst sehen könnten, wie es mir ging. Ich bat sie dazubleiben, damit sie der Polizei bei der Identifizierung der Täter helfen sollten. Doch sie rannten weg. Danach kam ich ins Krankenhaus, das ich erst am frühen Morgen entlassen konnte. Mein ganzer Körper tat weh.

Der Überfall ist jetzt drei Monate her. Die Monate waren für mich körperlich und psychisch schwierig. Die in einer nachoperativen Behandlung eingesetzten Metallplatten in meiner Hand wurden mittlerweile wieder entfernt. Die Behandlung hat wochenlang Schmerzen mit sich gebracht. Ich muss noch immer zur Physiotherapie, weil ich meine Finger an der linken Hand noch immer nicht vollständig bewegen kann. Mit meinem linken Arm hatte ich meinen Kopf geschützt, als der Jugendliche mit der Eisenstange auf mich eingeschlagen hatte. Mit meinem ruhiggestellten Arm konnte ich als Single mehrere Wochen lang meinen Haushalt in meiner eigenen Wohnung kaum führen, mir mein Essen nicht alleine zubereiten oder mich alleine waschen. In unserem Haus wohnen jedoch fantastische Nachbarn. Sie haben mir Essen zubereitet und vor die Tür gestellt und waren für mich einkaufen. Und meine Schwester, die in Süddeutschland wohnt, hat mich besucht. Auch mein Bruder aus Hamburg kam für ein paar Tage dazu. Arbeiten konnte ich jedoch nicht, weil ich dafür meine zehn Finger benötige. Dadurch hatte ich Verdienstauffälle und auch andere Kosten, weil ich auf Hilfe angewiesen war.

Schlimm für mich ist jetzt, dass ich mich in meiner eigenen Wohnung nicht mehr sicher fühle. Die Jugendlichen haben mich als schwulen Mann erkannt, mich deshalb auch angegriffen. Und sie hängen weiter in unserer Gegend auf der Straße

herum. Ein Tatverdächtiger ist mittlerweile identifiziert. Nachdem sie mir meine Tasche entrissen und mein Geld und meine Brieftasche gestohlen hatten, sind sie mit meinen Karten einkaufen gewesen, hatten Essen bestellt, Elektroroller gemietet, eine teure Uber-Fahrt bezahlt, sich im Sony-Playstation-Netzwerk bewegt. Einer der Jugendlichen hatte mich neulich auf der Straße wiedererkannt und mich aggressiv angesprochen. Kein Wort des Bedauerns, kein Wort der Entschuldigung. Ich habe erneut die Polizei gerufen. Ich habe nicht das Gefühl, dass sich an der Sicherheitslage in unserem Kiez irgendetwas geändert hat. Niemand kümmert sich um die Jugendlichen. Auch die Polizei könnte mehr Präsenz zeigen: Es hätte schon viel bewirkt, wenn unmittelbar nach dem Überfall in den darauffolgenden Tagen die Polizei an diesem Ort abends Präsenz demonstriert hätte, auch um so den Jugendlichen zu verdeutlichen, dass ihnen die Straßen nicht alleine gehört, und dass sie nicht einfach Menschen terrorisieren können. Der Überfall war ein Schock ebenso für die Nachbarn. Wie kann man glauben, dass so ein Angriff nicht auch Nachbarn verunsichert, oder meinen, dass sich das alles irgendwie wieder von selbst regelt?

Ich versuche den Überfall in mein Leben einzuordnen. Doch es will mir nicht gelingen. Ich hoffe, dass es mir eines Tages gelingt. Ob ich dann noch in Neukölln wohne, weiß ich nicht.

„WAS ICH ERLEBT HABE“

Es geht um Geschichten, die über Schwule, Lesben, Bisexuelle und Trans*personen (LSBT*) erzählt werden können, aus der Perspektive von LSBT*, Familienangehörige und Freundinnen und Freunde. Es geht um Geschichten aus dem Leben, persönliche Erlebnisse oder Beobachtungen, über das Coming out, über erfahrene Ablehnung oder erhaltene Solidarität und Unterstützung. Erfahrungen darüber können sehr unterschiedlich sein, können zum Nachdenken anregen oder Menschen zum Lachen bringen. Alle Geschichten bleiben vor allem eines: einzigartige Erlebnisse.

Schicke uns Deine Kurzgeschichte, als Text nicht mehr als 1 Seite (max. 4.000 Zeichen), als Comic-, Bilder- oder Fotogeschichte (Doppelseite A4) oder als Video-Clip oder Ton-/Sprechbeitrag (max. 4 Min.) an: [maneo\[at\]maneo.de](mailto:maneo[at]maneo.de).
Teile uns mit, ob wir diesen anonymisiert (ohne Nennung Deines Namens) auf unserer Homepage veröffentlichen dürfen.